Die Braut des Armen.

Sozialer Roman

aus der Gegenwart

von

August Schrader.

In drei Bänden.

Wien.
Heinrich Spitzer.
1864.

Die

Braut des Armen.

Sozialer Roman

aus der Gegenwart

von

August Schrader.

Erster Band.

Wien.
Heinrich Spitzer.
1864.

Druck von Heinrich Spitzer in Wien.

Erstes Capitel.

Der junge Arbeiter.

Die Glocken hatten den müden Arbeitern die Feierabendstunden angekündigt. Aus den Thoren einer großen Fabriksstadt zogen die Leute in Schaaren auf das Land hinaus, um dort für die Nacht Ruhe zu suchen. Eine Wohnung in der Stadt war ihnen nicht vergönnt, denn der Lohn reichte nicht aus, um den städtischen Hausbesitzern ein Stübchen zu bezahlen. Viele von ihnen hatten einen stundenweiten Weg zurückzulegen, ehe sie das Dach erreichten, das ihnen Schutz gewährte. Morgens, ehe der Tag graute, gingen sie zur Stadt, Abends, wenn die Sonne verschwand, schleppten sich die Ermatteten über Acker und Wiese, eine zweite Arbeit nach des Tages Last und Hitze.

Es war Sonnabend; die Arbeiter hatten ihren Lohn erhalten. Man sah heitere, aber auch traurige Gesichter. Die jungen Leute freuten sich auf die Zerstreuungen, die der

Sonntag brachte; die älteren, die Familienväter, grübelten, wie sie das erhaltene Geld eintheilten, um den an sie gestellten Forderungen gerecht zu werden. Bei der größten Sparsamkeit war es Vielen doch nicht gelungen, die Ausgaben den Einnahmen anzupassen; die gebieterische Nothwendigkeit hatte sie veranlaßt, Schulden zu machen.

Von den Gruppen der Kameraden abgesondert, schritt hastig ein junger Mann dahin, der größere Eile haben mochte, als alle Anderen. Er unterschied sich aber auch vor Allen durch einen schlanken Wuchs, durch Raschheit und Leichtigkeit der Bewegungen, durch saubere Kleider und durch einen schönen Krauskopf.

„Guten Abend, Albert!“ riefen ihm einige zu, an denen er vorübereilte.

Er dankte, ohne seinen raschen Gang zu unterbrechen.

„Der hat es eilig!“ meinte ein junger Maurer, ein lustiger Gesell, der sich schon oft gewundert, daß Albert die Gelage seiner Genossen nicht theilte.

„Vater Brand liegt schwer krank!“ meinte ein älterer Arbeiter.

„Der Pflegevater Alberts?“

„Der Sohn hat den Alten den ganzen Tag nicht gesehen, da sehnt er sich wohl doch nach ihm. Muß er nicht immer fürchten, seinen Wohlthäter todt anzutreffen?“

„Darum sollte er zu Hause bleiben.“

„Narr, Albert muß das liebe Brod verdienen. Der Arbeiter hat nicht Zeit, am Krankenbette zu sitzen, wie der Reiche; er muß fort, und wenn ihm das Herz darüber bricht.

Im vorigen Herbste lagen mir zwei Kinder schwer darnieder; Abends kam ich heim — sie waren todt."

Der Mann trocknete die Thränen aus dem braunen Gesicht.

„Vater Brand hat doch wohl einiges Vermögen," fuhr der Jüngere fort.

„Nichts hat er."

„Das Häuschen mit dem Garten —"

„Ist verschuldet."

„Aber die reiche Schwester, von der man sagt, daß sie mehr als Fünfzigtausend besitzt —"

„Ja, die Schwester!" rief der Arbeiter. „Ich habe sie noch gekannt, als sie bei dem Kaufmann in der Stadt diente — wie anders ist das Weib jetzt! Stolz, hochfahrend und fromm! Es ist zum Lachen!"

„Gedient hat sie?"

„Als Magd."

„Wie ist sie zu dem Vermögen gekommen?"

„Ihr Mann, der seit sechs Jahren todt ist, war Arbeiter in demselben Hause."

„Er hatte demnach auch Nichts?"

„So wenig als seine Braut."

„Haben Beide das schwere Geld gefunden oder in der Lotterie gewonnen, wenn nicht gar geerbt?"

„Ich weiß nur, daß der Kaufmann zu Grunde ging und daß Wiprecht der Tagarbeiter, seine Meta heiratete und das Geschäft seines Herrn fortsetzte. Wie das möglich war, kann ich nicht begreifen. Man erzählt sich so manches; ich weiß nicht, was davon wahr ist. Nur so viel ist mir bekannt,

daß diese Meta weder als Frau noch als Witwe sich um ihren einzigen Bruder bekümmert hat. Beide sind auch nie zusammen gekommen. Andreas Brand, mein Nachbar, hat sich als Arbeiter durchgeschlagen und jenen Albert erzogen, der ein guter Junge geworden ist. Seit länger als einem Jahre liegt der Alte nun krank —"

„Und auch in der Krankheit hat ihn die reiche Schwester nicht unterstützt?"

„Nicht mit einem Kreuzer."

„Das Weib verdient an den Pranger gestellt zu werden! Es gibt doch schreckliche Menschen auf der Welt!"

„Wenn diese Frau Wiprecht nur Kinder hätte!" fügte der Arbeiter hinzu. „Aber sie steht mutterseelen allein und legt Zinsen auf Zinsen. Dabei lebt sie nicht schlecht; ihr Haus ist prächtig eingerichtet, auch macht sie jeden Sommer eine große Vergnügungsreise."

„Und die Frau ist fromm?"

„Ja."

„Das begreife ein Anderer."

„Sie geht jeden Sonntag zweimal zur Kirche."

„Man sollte sie nicht einlassen —"

Ein Dritter gesellte sich zu den beiden und das Gespräch nahm eine andere Richtung.

Albert war indeß weit vorausgekommen. Er schlug einen schmalen Fußweg ein, sprang über einen Graben und erreichte die Gärten des Dorfes, das ein Stündchen von der Stadt entfernt lag. Buchau hieß das Dörfchen, in dem wenig reiche Bauern, aber viel arme Arbeiter wohnten. Man konnte es eine Arbeiter-Kolonie uennen.

Es war im Juli.

Nach acht Uhr Abends war es noch völlig Tag. Die Abendsonne sandte ihre schrägen Strahlen auf die blühende Erde herab und ein leises Lüftchen milderte die Hitze, die den ganzen Tag über geherrscht hatte.

Still und freundlich lag ein Häuschen unter einer Baumgruppe. Es bestand nur aus einen Erdgeschosse und einem Giebelzimmer; aber die Wände waren aus starken Steinen erbaut und auf dem Dache glänzten rothe Ziegel. Die Häuser, die sich in kurzer Entfernung zeigten, hatten Lehmwände und Strohdächer. Die dunkelgrünen Blätter eines Weinstockes hüllten die Fenster ein. Wilder Epheu schlängelte sich bis zur Dachfirste empor. Im Giebel breitete sich ein wohlgepflegter Gemüsegarten aus, dessen Beete von vielfarbigen Blumen eingerahmt wurden.

Albert blieb an der Schwelle stehen, zog seinen Hut und athmete tief auf, als ob er er sich fragte: „Wie werde ich den armen Vater finden?"

Nachdem er die Stirne getrocknet, betrat er den Vorplatz. Gartengeräthe, Hacke und Schaufel standen rings umher. Wohin das Auge blickte, zeigten sich Ordnung Reinlichkeit. An Haken, die in der weißen Wand befestigt, hing ein braunes Schurzfell mit Messingschloß. Darunter standen Beil, Axt und Winkelmaß. Es war dieß das Handwerkszeug des kranken Vaters, der es nicht weiter gebracht hatte, als bis zum Zimmergesellen. Brand war bekannt als ein fleißiger und sorgfältiger Arbeiter, er hatte auf den Bauplätzen stets eine Autorität ausgeübt; die Mitgesellen schätzten und achteten ihn, die Meister nahmen ihn gern in Arbeit. Aber

nur kurze Zeit hatte man sich um den kranken Arbeiter ge kümmert; die Meister fragten nicht mehr nach ihm, es ga ja der Arme und Hände genug, die statt des bejahrten Bran arbeiteten. Albert hatte die Profession seines Vaters erlernt aber er war nicht etwa ein Zimmergeselle der gewöhnliche Art, er beschämte mit seinen Kenntnissen manchen Meister Vater Brand hatte es möglich zu machen gewußt, den intelligenten Sohn eine Zeit lang auf die Bauschule zu schicken.

Wehmüthig betrachtete der junge Mann das Arbeitszeug.

„Gott möge den armen Vater mir erhalten!“ murmelte er. „Er soll nicht mehr arbeiten, er soll seine alten Tage in Ruhe verleben. Das hat er längst um mich verdient.“

Eine alte Frau kam aus der Küche, die im Hintergrunde des Häuschens lag.

„Guten Abend, Else!“

Else nickte traurig mit dem Kopfe.

„Ich habe recht auf Sie gewartet, Albert.“

„Mein Gott, was ist denn geschehen?“

„Haben Sie die Medizin mitgebracht?“

„Welch eine Frage! Hier ist Alles.“

Er zog eine Medizinflasche und eine Schachtel mit Pulver aus der Tasche, die er der Wirthschafterin überreichte. Dann hing er den Hut und den grauen Sommerrock neben das Arbeitszeug des Vaters.

„Dem Vater geht es nicht gut,“ meinte Else.

Albert erschrack.

„Ist der Arzt hier gewesen?“




STANZEL

„Ja."

„Wie hat er sich ausgesprochen?"

„Wir möchten uns auf das Schlimmste gefaßt machen."

Der junge Mann bedeckte mit beiden Händen das Gesicht.

Auch Else weinte.

„Der Doktor," fuhr sie fort, „will gegen zehn Uhr noch einmal kommen. Das hat er gesagt. Ich weiß schon, was ich von den Nachtbesuchen des Doktors zu halten habe; bei meinem seligen Mann war es auch so — bringen Sie nur Alles in Ordnung, Albert, daß später nicht Unannehmlichkeiten entstehen. Vater Brand scheint gar nicht zu glauben, daß er so krank ist. Auch mein Mann glaubte es nicht, und den Tag darauf war er todt. Ich habe mich recht geängstigt."

Albert rang einige Augenblicke nach Fassung, dann trat er in das Stübchen.

Durch das rebenumrankte Fenster schien der letzte Strahl der scheidenden Sonne. In dem Birnbaume, der seine früchtenreiche Krone vor dem Häuschen erhob, zwitscherten einige Vögel ihr Abendlied. Es war so still in dem kleinen friedlichen Raume, daß man das schwache Athmen des Kranken hören konnte, Albert schlich vorsichtig zu dem Bette. Vater Brand schlief. Seine knochigen Hände lagen, zum Gebete verschlungen, auf der blauen Leinendecke. Ach, wie bleich und hager war sein gutmüthiges Gesicht! Die aufgesprungenen Lippen hatten keine Farbe mehr, die Augen waren geschwollen und die breite Brust, die eine wollene Jacke bedeckte, hob sich kaum noch. Das war nun der starke, durch Arbeit abgehärtete Mann, der vor einem Jahre seinen vierundfünfzigsten

Geburtstag gefeiert hatte. Sein Haar war von der Krankheit gelichtet und gebleicht. Eine große Glatze zog sich von der hohen Stirn bis zu dem Hinterkopfe. Bei dem Baue eines Landhauses, das ein reicher Kaufmann errichten ließ, hatte Brand durch die Unvorsichtigkeit seiner Mitgesellen einen Balkenstoß auf die Brust erhalten, daß man ihn bewußtlos heimtragen mußte. Anfangs schien der Unfall ohne erhebliche Folgen zu sein, später aber bildete sich eine Brustkrankheit aus, die im Laufe des Winters einen ernsten Charakter annahm. Man hatte Hoffnung auf die warme Luft des Sommers gesetzt; aber auch diese Hoffnung hatte sich als trügerisch erwiesen, dem Leidenden war keine Linderung geworden. Seit vier Wochen hatte er nur selten noch das Bett verlassen. Da lag nun der treue Arbeiter, der es sich sein Leben lang um kärglichen Lohn hatte recht sauer werden lassen; Niemand kümmerte sich um ihn als der Pflegesohn, und auch dieser konnte nur selten um ihn sein, da der Broderwerb den größten Theil seiner Zeit in Anspruch nahm. Der reiche Kaufmann bewohnte seit dem Frühlinge schon sein Landhaus; er gab große Gesellschaften und veranstalte Sommerfeste; des braven Zimmergesellen, der sich bei der Arbeit den Tod geholt, gedachte er im Rausche der Lust nicht, er kannte vielleicht nicht einmal den Namen desselben. Warum auch? Brand hatte ja seinen Wochenlohn erhalten, und somit war Alles gethan, was ein Bauherr thun mußte.

Aehnliche Gedanken mußten wohl den jungen Mann beschäftigen, denn in seinem frischen, intelligenten Gesichte drückte sich eine schmerzliche Bitterkeit aus. Er zog einen kleinen Lederbeutel aus der Tasche, der den Wochenlohn ent=

hielt, und legte ihn zitternd auf den weißgescheuerten Tisch. Dann sank er weinend auf dem Stuhle nieder, der neben dem Bette stand.

Die Vögel in dem Birnbaume, den Vater Brand so oft mit inniger Freude angeschaut, vorzüglich, wenn er voll Früchte hing, sangen fort leiser, immer leiser. Man hörte ihre zarten Stimmchen wie aus hoher Luft. Und rings war es still, wie in einem Gotteshause, es hatte sich schon die heilige Sonntagsruhe eingestellt, die zur Andacht stimmt.

Ein goldiger Schimmer erfüllte das Krankenstübchen, erzeugt von dem Purpur der Abendsonne, die wie eine große Feuerkugel im Westen schwebte, kaum noch halb sichtbar. Sonst hatte Vater Brand die Abendstunden unter seinem Birnbaume in der Laube verbracht, zufrieden sein kurzes Pfeifchen schmauchend; seit länger als einem Jahre lag das Pfeifchen auf dem braunen Schranke, der Raucher hatte es nicht berührt.

Albert hatte lange den Kranken angesehen; dem ruhigen Schlafe nach zu urtheilen, mußte das Leiden wohl nicht so gefährlich sein, wie der Arzt gesagt — Vater Brand schien durchaus keine Schmerzen zu haben, er lag ruhig, wie erschöpft von schwerer Arbeit.

„Der Doktor kann sich irren!“ dachte der junge Mann. „Mein guter Vater ist ja so alt noch nicht, hat stets eine kräftige Natur gehabt — vielleicht kommt er doch durch. Jede Krankheit muß sich austoben, will seine Zeit haben, sagte der Vater oft. Und der Schlaf stärkt — ich werde mich hüten, ihn zu unterbrechen.“

Er wollte leise aufstehen und das Zimmer verlassen.

Da regte sich der Kranke. Er legte langsam die Hand an die Stirn und flüsterte: „Ich muß für den braven Jungen sorgen — nein, es darf nicht zu spät werden, das wäre eine Sünde. Wie fange ich es denn nur an? Immer noch will mir kein gescheidter Gedanke kommen — es ist doch recht traurig!“

Ein starker Husten unterbrach den Alten.

Albert legte seinen Arm unter den Kopf des Kranken und richtete ihn behutsam empor. Der Anfall ging vorüber; aber Vater Brand war so erschöpft, daß er fünf Minuten regungslos in seinem Kissen lag. Von Zeit zu Zeit sah er schmerzlich zu Albert hinüber, der mit übermenschlicher Anstrengung seinen tiefen Jammer zu bekämpfen suchte. Der Arzt mußte doch wohl Recht haben!

„Du bist schon da, Albert?“ fragte der Kranke, indem er ihm die matte Hand reichte.

„Viel zu spät für meine Sehnsucht nach Dir, lieber Vater!“

„O, ich habe lange und gut geschlafen, mein Sohn! Da vergeht die Zeit!“

Dem Sohne wollte es scheinen, als ob der Vater mit größerer Anstrengung, und doch leiser als sonst spräche. Es war im Laufe des Tages eine merkliche Veränderung mit ihm vorgegangen. Seine Stimme, völlig tonlos, schien aus einer hohlen Brust zu kommen. Große Schweißtropfen perlten auf seiner bleichen Stirn. Der fleischlosen Hände hatte sich ein leises Zittern bemächtigt.

„Oeffne das Fenster!“ bat der Leidende.

„Es wird nicht gut sein, Vater!“

„Wir haben, Sommer —“

„Das wohl, Vater.“

„Die Luft ist mild, und mir ist so heiß. Hätte ich die Kraft dazu, ich würde mich an das Fenster setzen, um meinen Baum und meine Blumen noch einmal zu sehen, die in voller Pracht stehen müssen.“

„Verliere nur die Geduld nicht, lieber Vater; Du wirst Alles wiedersehen.“

Vater Brand lächelte ungläubig.

„Laß mir frische Luft ein!“ bat er innig. „Sie wird meiner kranken Brust nicht schaden. Auch kann ich leichter sprechen, denn ich habe Dir noch Manches zu sagen.“

Albert öffnete das Fenster; er konnte dem Leidenden die Bitte nicht versagen, obgleich er die Abendluft nicht für zuträglich hielt.

„Das ist gut!“ hauchte der Kranke.

Und er that einige Züge, die ihn zu kräftigen schienen. Sein mattes Auge erhielt noch einmal stärkern Glanz und sein Gesicht verklärte sich.

„Recht so!“ sagte er, als Albert wieder am Bette saß. „Sei aufmerksam, damit ich leise sprechen kann. Bist Du bei meiner Schwester gewesen?“

„Denke doch jetzt nicht an Frau Wiprecht!“

„Ich muß, ich muß!“

„Du bedarfst der Ruhe.“

„Eben deshalb; ich werde ruhig sein, wenn ich die Sache geordnet habe, die mir große Sorgen macht.“

„Ich begreife Dich nicht, Vater —“

„Das glaube ich wohl.“

„Dazu bleibt immer noch Zeit.“

„Quäle mich doch nicht, mein Sohn. Thue, was ich Dir sage, mit der größten Gewissenhaftigkeit, und es wird gut für uns Beide sein. Glaube nur, der liebe Gott hat mir die Zeit knapp zugemessen, ich fühle es und ein Anderer kann das nicht beurtheilen. Bleibe ich am Leben, desto besser.“

„Nun, Vater, ich habe die Mittagsstunde dazu benutzt, Deine Schwester aufzusuchen.“

Recht so. Hast Du sie getroffen?“

„Ja, Vater.“

Albert setzte das Gespräch nicht fort; ein drückendes Gefühl schien ihn abzuhalten.

Der Kranke sah ihn forschend an.

„Erzähle nur!“ murmelte er.

„Du kennst ja die stolze, hartherzige Frau, die sich schon seit langer Zeit nicht um ihren einzigen Bruder bekümmert hat. Hättest Du es mir nicht ausdrücklich anbefohlen, ich wäre wahrlich nicht zu ihr gegangen. Wir brauchen ja auch keine Hülfe; ich bin gesund und kann arbeiten. Darum wird es Dir an Nichts fehlen.“

„Wie benahm sich Meta?“

„Sie meinte, Du solltest nur auf Gott vertrauen.“

„Ein guter Rath.“

„Aber sie könne nicht zu Dir kommen.“

„Warum nicht?“

„Die Gründe wären Dir bekannt.“

„Hast Du ihr gesagt, daß ich sehr krank sei?“

„Ja!“ antwortete Albert zögernd.

„Und doch will sie nicht kommen, die fromme Frau!“

„Sie blieb kalt bei meinen inständigen Bitten."

„Meta, Meta, was ist aus Dir geworden!" seufzte schmerzlich der Kranke.

„Um mich zu entfernen, reichte sie mir einen Thaler."

Vater Brand sah mit großen Augen empor.

„Geld? Geld?" fragte er erstaunt.

„Ich legte den Thaler auf den Tisch zurück und ging."

„Brav, mein Sohn."

Der Kranke lag lange still.

Er schien zu überlegen; die Feststellung eines Entschlusses schien ihm schwer zu werden.

Von Zeit zu Zeit murmelte er unverständliche Worte.

Albert wollte die Fortsetzung des Gesprächs vermeiden; er machte sich in dem Stübchen zu schaffen und rief Else, die dem Kranken Medizin reichte.

Es war indeß dämmerig geworden. Die Vögel sangen nicht mehr, sie hatten ihre Nester aufgesucht.

Albert glaubte, der Vater schliefe; er neigte sich leise über das Bett, um auf das Athmen zu lauschen.

„Mein Sohn!" sagte leise der Kranke.

„Da bin ich, Vater."

„Du wirst doch wohl noch ein Mal zu meiner Schwester gehen müssen."

„Gern, lieber Vater."

„Aber jetzt nicht."

„Wann?"

„Du bist müde von der Arbeit, hast den weiten Weg gemacht — Gott wird es ja wohl geben, daß ich noch eine

Nacht und einen Tag am Leben bleibe. Ich muß meine Schwester sprechen. Begräbt man mich, ohne daß ich —"

Der Husten unterbrach den Leidenden.

Dann fuhr er mit Anstrengung fort:

„Sind wir allein, Albert?"

„Ja, lieber Vater."

„Du gehst also zu Meta und sagst ihr, ich müsse meinen letzten Willen dem Richter erklären, wenn sie es verschmähte, zu mir zu kommen. Wäre ich auch ihr Bruder, so könne ich doch nicht verhindern, daß gewisse Dinge aufgeschrieben würden — ich habe auch Papiere, die ich sorgfältig aufbewahre — sage das der Meta. Sie könne diese Papiere von mir verlangen, so lange ich am Leben bin — habe ich den letzten Athem ausgehaucht, so verbleiben sie meinen Erben."

„Wo sind denn die Papiere, Vater?"

„Ich sage es Dir, wenn Meta nicht kommt. Das will ich noch thun, mehr nicht."

„Es wäre doch gut, wenn Du mir jetzt andeutetest —"

„Nein; ich fühle schon, wann es Zeit ist. Du schläfst ja in meiner Nähe — wenn ich Dich nicht wecke, hat es Zeit bis morgen Früh. Ja, so will ich es machen — Meta bleibt ja immer meine Schwester — sie kommt wohl zur Erkenntniß an meinem Sterbebette — das wichtige Geheimniß will ich doch nicht mit mir in das Grab nehmen — — ich muß für meinen Albert sorgen — ohne Geld ist ein Zimmermeister Nichts — Albert wird ein großes Kapital erhalten, dann kann er große Bauten unternehmen und seine Kenntnisse anwenden. In dem Jungen steckt was Großes

— ich bin nur ein Zimmergeselle geblieben — meine Frau, sie ist lange todt — ich sehe sie bald wieder. —"

Die nun folgenden Worte konnte Albert nicht verstehen. Als er sich über das Bett neigte, war der Kranke eingeschlafen.

Else trat wieder ein. Sie zog die Vorhänge des Bettes zusammen, brachte Licht und lud den jungen Mann zum Essen ein.

„Nun wird Vater Brand wieder eine Stunde schlafen," meinte sie. „Aber ich kenne das, Brustkrankheiten sind tückisch."

„Else, der Vater sprach vorhin von Papieren — so viel ich mich erinnere, gibt es keinen Ort in unserem Hause, den der Vater zur Aufbewahrung von Geheimnissen benützte. Vermuthen Sie —"

„Wenn es nicht der braune Schrank dort ist, wüßte ich wahrlich nicht, wo der Vater Papiere aufbewahren sollte."

„Hat er Ihnen nie etwas davon gesagt?"

„Nie!"

„Das ist seltsam."

„Der gute Mann spricht im Fieber. Ich besitze doch sonst sein Vertrauen, und wenn wir allein waren, hat er mir so Manches mitgetheilt —"

„Auch über die Schwester?"

„Das will ich meinen!" sagte stolz die Haushälterin.

„Nun?"

„Er will von ihr durchaus kein Almosen und sagt, er bemitleide sie. Der liebe Gott habe die arme Frau mit Blindheit geschlagen, dies sei eine Strafe, die sie verdiente.

Er wolle doch einen tüchtigen Zimmermeister aus Ihnen machen, wenn Sie jetzt auch als Geselle arbeiten müßten, um ihn zu ernähren. Erst gestern und heute hat er von seinem Tode gesprochen. Der Papiere hat er mit keiner Silbe erwähnt. Uebrigens können wir einmal nachsehen."

Das lag nicht in dem Plane Albert's.

Er schickte Else in das Dorf, daß sie Einkäufe für den Sonntag mache, und dann untersuchte er alle Kasten und Winkel, von denen er glaubte, daß sie Papiere bergen könnten. Nicht ein Blatt war zu finden.

Albert setzte sich an das Fenster und ließ den Kopf auf die Brust herabsinken.

„Ach," flüsterte er seufzend, „die Armuth ist doch ein Hemmschuh für alle Bestrebungen! Die Leute sagen, ich besitze gediegene Kenntnisse, verstehe mehr als mancher unserer reichen Meister — was nützt es mir?

„Ich muß des lieben Brodes wegen die gewöhnlichsten Arbeiten verrichten. Und Louise — daran darf ich jetzt nicht denken! — Wird das schöne und reiche Mädchen sich mit einem schlichten Zimmergesellen einlassen dürfen? Ja, wenn die Mutter nicht wäre!

„Ach, die Armuth, die Armuth!

„Hätte ich Geld, könnte als vornehmer Herr auftreten und große Gesellschaften besuchen, dann freilich würde man mich mit andern Augen ansehen — das Schurzleder verachten die reichen Leute.

„Ich will keine Betrachtungen anstellen über das Elend, will vielmehr rüstig fortarbeiten.

„Der liebe Gott mag meinen Vater noch lange leben lassen, ich werde für ihn sorgen, ohne zu murren.“

Er holte ein Reißbrett, Instrumente und Bücher, schob den Docht in der Zinnlampe höher und begann zu zeichnen. War ihm auch das Herz schwer, der Drang nach Ausbildung und ein rechter Mann zu werden, besiegte die Traurigkeit.

Der Kenner, der die Arbeit des jungen Architekten gesehen, mußte ihm eine bedeutende Zukunft profezeien. So richtig, sauber und schön zeichnete ein gewöhnlicher Zimmermann nicht. Die Erfindung, die sich in dem Plane kundgab, war neu, originell und großartig.

Wir werden später erfahren, zu welchem Zwecke Albert gerade diese Arbeit begonnen hatte.

Der Kranke schlief eine Zeit lang ruhig fort.

Plötzlich begann er zu sprechen.

Albert glaubte, die Worte galten ihm; er legte den Stift nieder und eilte an das Bett.

Vater Brand hielt die Augen geschlossen und streckte die linke Hand aus, als wolle er einen Gegenstand bezeichnen.

„Meta,“ murmelte er, „ich kann nicht sterben — Du hast mir das Kind gebracht — leugne es nicht — sorge nun für Albert — Du bist reich, hast keine Erben — weigerst Du Dich, so übergebe ich dem Richter meine Papiere — ich muß es! Wähne nicht, daß ich sie verloren habe.“

Er schwieg.

„Was ist das? — Was ist das?“ fragte sich Albert. „Meta hat mich dem Vater übergeben? O, Du lieber

Gott, wenn ich Auskunft über meine Geburt erlangen könnte! Man hält mich für ein Findelkind, und dieser Umstand erhöht das Traurige und Niederdrückende meiner Lage — Gewißheit muß ich erlangen, und sollte ich Alles daran setzen. Ach, es ist Louisens wegen!“

Gespannt beobachtete er den Kranken.

Vater Brand biß die schmalen, farblosen Lippen zusammen; er mochte Schmerzen empfinden. Dann drückte er die Hand auf die schwer athmende Brust.

Nun lag er lange still; seine Augenlider zuckten ganz leise. Er schien Anstrengungen zu machen, sich dem Schlafe zu entwinden. Oder peinigte ihn eine schmerzliche Gemüthserregung?

„Meta,“ murmelte er, „reize mich nicht, Du hast Dein Vermögen durch ein Verbrechen erworben — ich weiß es und kann es beweisen! Wenn ich bisher geschwiegen, so geschah es, weil ich Dein Bruder bin. Du hast mich schlecht behandelt — Albert, der brave Junge, hat mich gepflegt — durch saure Arbeit hat er verdient — er steht mir am nächsten auf dieser Welt — und jetzt muß die Sache in Ordnung gebracht werden — wenn ich im Grabe liege, kann ich nicht mehr sprechen. O, daß ich so lange gewartet habe! Meta, wir müssen abrechnen!“

Und der Kranke hob zornig die Hände empor; aber schwer wie Blei sanken sie zurück.

Durch diese Bewegung erschreckt, erwachte der Greis.

Ueberrascht starrte er den jungen Mann an.

„Du, Albert!“

„Ich bin es, Vater! Hast Du gut geschlafen?“

„Nein. Mich quälen schlechte Träume.“

„Wie fühlst Du Dich?“

„Recht matt! Muß ich nicht Medizin nehmen?“

Albert sah nach der Uhr.

„In einer halben Stunde, Vater. Wir müssen den Vorschriften des Arztes genau nachkommen. Nicht früher, nicht später darfst Du die Medizin nehmen.“

„Ich möchte gern noch einige Tage leben! Das wird der Doktor wohl bewerkstelligen können. Darum achte genau auf Alles, was er gesagt hat.“

„Vater, Du wirst noch lange leben, die Krankheit geht schon vorüber. Plage Dich nicht mit unnützen Sorgen, denn der Arzt hat Ruhe anbefohlen. Wenn Dich irgend etwas drückt, so theile es mir mit — stehe ich Dir nicht am nächsten von allen Menschen? Bin ich nicht Dein Sohn? Von mir darfst Du wohl erwarten, daß ich jeden Deiner Wünsche gewissenhaft erfülle.“

„Was meinst Du denn?“ fragte traurig der Kranke.

„Der gütige Gott wird Dich noch nicht sterben lassen.“

„Wer kann das wissen, mein Sohn!“

„Wie es auch kommen möge, Vater, verschweige mir Nichts.“

„Man muß immer das Schlimmste fürchten, dann steht man sich gut.“

Albert unterdrückte seine Thränen.

„Vater,“ flüsterte er an seiner Wange, „Du hast Dich meiner so liebreich angenommen, hast mir eine Bildung geben lassen, um die mich meine Kameraden beneiden — dafür danke ich Dir, so lange ein Athemzug über meine Lippen

geht. Willst Du nun, daß ich mit ruhigen Blicken in die Zukunft sehe, so theile mir mit, was Du von meiner Geburt weißt. Ich vermisse die Eltern nicht, Du hast sie mir ja ersetzt, aber Vater, man fragt doch darnach, wenn ich als selbstständiger Mann in das Leben trete. Man hat mich oft „das Findelkind“ genannt — früher war es mir gleichgültig, wofür mich die Leute hielten — jetzt ist es anders.“

„Du bist kein Findelkind, Albert!“

„Wer sind meine Eltern?“

„Ich weiß es nicht.“

„Wie bin ich in Dein Haus gekommen?“

Der Greis ward wieder unruhig; er faßte zornig mit den Händen die Decke.

„Warte nur noch!“ rief er mit Anstrengung.

„Warten, warten — warum denn? Du wolltest ja das Schlimmste fürchten.“

„Ich sorge für Dich, ehe ich sterbe.“

„Du kannst mir doch sagen, wo die Papiere sind.“

Vater Brand fuhr auf.

„Was für Papiere?“

„Vielleicht meinen Taufschein oder sonst ein Dokument.“

„Ich besitze Nichts dergleichen.“

„Besinne Dich nur, Vater!“ bat der junge Mann.

„Willst Du meinen ehrlichen Namen nicht tragen? Schämst Du Dich des alten Zimmergesellen, der Dich erzogen hat?“

„Um Gotteswillen, Vater, wie kommst Du auf solche Gedanken! Wenn ich mir wünsche, eine recht ehrenvolle Stellung in der Welt einzunehmen, so wünsche ich es haupt-

sächlich Deinetwegen. Du sollst Freude an mir erleben — das ist ja das Geringste, wodurch ich meine Dankbarkeit an den Tag legen kann. Unter dem Namen „Brand“ bin ich aufgewachsen, ich werde ihn tragen, so lange mir Gott das Leben schenkt. Aber denke Dir, wenn Leute kämen und sagten, sie hätten ein Recht an mich, ich wäre ihr Sohn — oder es träte der Fall ein, daß ich meine Abstammung nachweisen müßte — was sollte ich antworten, was sollte ich thun?“

Der Kranke wiegte nachdenklich das matte Haupt.

„Der Fall könnte wohl eintreten, ich habe daran gedacht!“ flüsterte er. „Aber ich kenne Deine Eltern nicht. Laß nur, laß nur — Du sollst zufrieden gestellt werden — Ich habe vielleicht zu lange gewartet — wie spät ist es an der Zeit?“

„Neun Uhr Abends.“

„Du gehst morgen Früh noch einmal zu meiner Schwester — sie wird wohl kommen — ich habe Dir ja wohl schon gesagt, was Du ihr mittheilen sollst. Und dann wird Alles gut.“

In diesem Augenblicke traten Else und der Arzt ein.

Der letztere war ein kräftiger Mann von vierzig Jahren; ruhig und ernst trat er zu dem Kranken, nachdem er den Sohn gegrüßt hatte.

„So spät noch, Herr Doktor?“ fragte Vater Brand. „Ich muß wohl recht krank sein,“ fügte er traurig hinzu.

„Mein Weg führt mich an Ihrem Hause vorüber; ich benutze stets solche Gelegenheiten, um die Patienten zu sehen,

die sich mir anvertraut haben. Ich erachte es zugleich für eine Pflicht, die ich nie versäume."

Vater Brand schien beruhigt zu sein; er antwortete bestimmt auf alle Fragen, die der Arzt an ihn richtete.

Das Examen war vorüber.

„Herr Doktor," sagte der Kranke, „wie lange werde ich wohl noch leben können?"

„Eine sonderbare Frage!" antwortete lächelnd der Arzt. „Der gelehrteste Professor ist nicht allwissend. Gott hilft oft in den schwierigsten Fällen — wir haben Krankheiten für leicht gehalten, die rasch tödtlich geworden sind; wiederum sind Patienten, die wir dem Tode verfallen wähnten, zu unserm großen Erstaunen kerngesund geworden. Fahren Sie fort mit der Medizin — morgen Früh sehen Sie mich wieder."

Und der Arzt ging, nachdem er dem Kranken theilnehmend die Hand gedrückt hatte.

„Das war auch eine Antwort!" sagte Vater Brand zu Else, die still neben dem Bette saß. „Nun weiß ich nicht mehr als zuvor. Ausreden, Nichts als Ausreden. Werde mich auf mich selbst verlassen müssen, und das will ich auch!"

Albert stand mit dem Arzte vor der Hausthür.

„Sagen Sie mir die Wahrheit, Herr Doktor, ich bitte Sie darum! Es wäre für mich ein Unglück, wenn der Vater plötzlich aus der Welt schiede — es sind noch wichtige Dinge zu ordnen."

„Mein lieber Freund, ich fürchte, daß eine Lungenläh=

mung eintritt. Es ist dies gewöhnlich der Verlauf derartiger Verletzungen, wie sie Ihr Vater erlitten hat."

„Kann es noch lange dauern?"

„Ich möchte Ihnen rathen, den nächsten Tag zu benützen — stirbt der Kranke auch nicht so schnell, so wird er doch der Sprache und der Besinnung beraubt. Nach den Erfahrungen, die ich gemacht, kann ich Ihnen eine tröstlichere Ansicht nicht aussprechen. Was menschliche Kunst und Wissenschaft vermögen, ist geschehen. Ich wundere mich, daß Ihr Vater heute noch lebt."

Nach diesen Worten schied der Arzt.

„Also morgen, morgen noch!" dachte Albert. „Ich werde den Rath befolgen, wie es auch kommen möge. Den kranken Vater will ich weiter nicht beunruhigen."

Er machte einen Gang durch den Garten, um sich abzukühlen. Der Vollmond, der indeß aufgegangen, goß ein mildes Licht auf die Landschaft. Die Blumen des Gartens dufteten in der Nachtfrische. Dem armen Albert war das Herz zu schwer, als daß er der Schönheiten des Sommerabends froh werden konnte. Träumend schlich er zwischen den Beeten hin, bis er die Laube unter dem Birnbaume erreichte. Hier ließ er sich still auf der Bank nieder.

„Louise! Louise!" flüsterte er ganz leise. „Die Entscheidung meines Schicksals steht bevor — doch ich hoffe auf Dich, denn Du bist frei von den Vorurtheilen, die reiche und vornehme Leute so gern nähren. Ist es meine Schuld, daß ich ein Findelkind bin? Besser wäre es doch, Vater Brand theilte mir sein Geheimniß mit — und er bewahrt ein Geheimniß — er kann es wohl nicht aussprechen aus Rücksicht

für mich — und darum muß es ein trauriges sein. Wäre es erfreulich, ich wüßte es längst, denn der gute Alte hängt mit ganzer Seele an mir. Ich soll seiner Schwester drohen, damit sie zu ihm komme — was kann er von ihr wollen? Welche Papiere meint er? Nie ist die Rede davon gewesen, nie hat er auch nur eine Andeutung gegeben. Wenn er in Fieberphantasieen gesprochen hätte, wenn der Plan, den er hegt, ein Gebilde seiner krankhaften Einbildung wäre — was es auch sei, ich gehe zu Frau Wiprecht; mich kann ein Vorwurf nicht treffen, da ich den Willen eines sterbenden Mannes erfülle."

Er kreuzte die Arme und starrte sinnend zu Boden.

Da regte sich ein Geräusch außerhalb der Laube. Es glich den Schritten eines rasch Vorübergehenden.

„Was war das?" fragte sich Albert überrascht. „So spät betritt Niemand unsern Garten, der schon bei dem Eintritte der Dämmerung verschlossen wird."

Furcht kannte er nicht; aber Vorsicht konnte er anwenden. Leise trat er in die Oeffnung der Laube. Vor ihm lag der mit Weinlaub bedeckte Giebel des Hauses. Bei dem Scheine des Lichtes, das aus dem Fenster drang, sah er die schwarze Gestalt eines Mannes, der durch die Glasscheiben lauschte; er bewegte den Kopf, als ob er das, was er in dem Stübchen suchte, nicht finden konnte.

Albert beobachtete die ungewöhnliche Erscheinung. Der Fremde war kein Bauer, er mußte, nach der Kleidung zu urtheilen, ein Mann aus der Stadt sein. Wie war er in den Garten gekommen? In welcher Absicht lauschte er an dem Fenster des Krankenstübchens? Die Antwort auf diese

Fragen war für Albert, der Frau Wiprecht im hohen Grade mißtraute, von Wichtigkeit. Aber mehr noch: konnte der Fremde nicht mit dem Geheimnisse in Verbindung zu bringen sein, das der Kranke so sorgfältig bewahrte?

Albert trat aus dem Dunkel der Laube in den Weg, so daß seine Gestalt vom hellen Mondenlichte getroffen wurde. Das wollte er.

Jetzt wandte sich der Fremde.

Er bemerkte den jungen Zimmermann. Rasch trat er von dem Fenster zurück.

„He, Freund, ich suche den Arzt des Dorfes.“

„Hier bei uns?“

„Man sagte mir, er sei bei dem Zimmermann Brand zu finden, der sehr krank liege.“

„Mein Vater, der kranke Zimmermann Brand, wohnt hier, und der Doktor ist vor einer halben Stunde bei ihm gewesen. Aus welchem Grunde schleichen Sie über die Beete und gehen zu dem Fenster, statt zu der Thür?“

Albert hatte bemerkt, daß der Fremde ein elegant gekleideter junger Mann mit einem interessanten Gesichte war. Das schwarze Schnurbärtchen und der Henri-quatre standen ihm vortrefflich. Seine Sprache, korrekt und sicher, verrieth eine gute Bildung.

„Ich schleiche nicht zu dem Fenster!“ verbesserte er. „Hätte ich Sie angetroffen, so würde ich sofort die Frage an Sie gerichtet haben. Sie sind also der Sohn des kranken Zimmermanns?“

„Dem daran liegt, jedes Geräusch aus der Nähe des Krankenstübchens zu entfernen.“

„Ich finde das natürlich!“

Beide gingen nach dem Zaune zurück.

Albert befand sich in großer Aufregung.

„Sie suchen den Arzt für einen Kranken?“

„Natürlich.“

„Der kürzeste Weg zu dem Doktor ist der durch das Dorf.“

„Gut, ich werde ihn einschlagen.“

Der Fremde beobachtete Albert mit scharfen Blicken.

„Ist Hoffnung für Ihren Vater vorhanden?“ fragte er.

„Der Arzt hat sich nicht ausgesprochen. Mein Herr, gestehen sie es nur —“

„Was?“

„Der Doktor, den Sie suchen, ist ein Vorwand.“

„Halten Sie mich für einen Dieb?“

„Wenn auch das nicht, doch für einen Spion. Das Häuschen des armen Handwerkers birgt keine Geheimnisse für Leute aus der Stadt. Wer mit dem kranken Vater sprechen will, muß sich an den Sohn wenden.“

„Sie sprechen in Räthseln!“ rief der Fremde lachend.

„Für den, der mich nicht verstehen will. Stören Sie die Ruhe des Kranken nicht — dicht an dem Kirchhofe wohnt der Arzt, den Sie nun zu Hause antreffen. Gehen Sie über den Hof — der Weg durch den Zaun ist zu schwierig.“

Albert sah dem Fremden noch einmal scharf in das Gesicht. Die Züge desselben kamen ihm bekannt vor; aber er erinnerte sich nicht, wo er sie gesehen hatte. Schweigend

öffnete er das Gitter und wartete, bis der Fremde hinausgetreten.

„Gute Nacht! Ich bedauere, daß ich Ihre Ruhe gestört habe. Gute Nacht!“

Rasch ging er über den Hof und verschwand zwischen den Bäumen.

„Ein Bote der Frau Wiprecht!“ dachte Albert. „Sie hofft auf den Tod des armen Bruders, denn mit ihm begräbt man ein Geheimniß, das für die böse Frau ohne Zweifel von großer Wichtigkeit ist. Mein Plan steht fest: morgen Früh wandere ich zur Stadt.“

Er ging in das Haus, verschloß die Thür und kehrte an das Krankenbett zurück. Vater Brand wachte noch. Er empfing aus der Hand des Sohnes die Medizin, verrichtete still sein Nachtgebet und schloß dann die Augen. Else ging zu Bett. Albert zeichnete noch eine Stunde, und als er fand, daß der Kranke ruhig fortschlief, suchte er sein Bett auf, das durch das Fenster von dem des Vaters geschieden ward. Bald herrschte tiefe Stille in dem Häuschen der Handwerker; Stille, ja — aber nicht Frieden. Den kranken Vater quälten Fieberträume, den Sohn ängstigte die Sorge um die Zukunft, um das Leben seines Wohlthäters.

Als der Morgen graute, verließ Albert das Bett.

„Guten Morgen, Vater!“ rief er, als er sah, daß der Kranke die Augen geöffnet hatte.

Und freudig küßte er ihm die bleiche Stirne.

„Gehe nach der Stadt!“ sagte der Greis mit einem Anfluge von Aengstlichkeit. „Ich will, daß Du den Weg nicht aufschiebst. Meine Schwester muß heute kommen —

drohe ihr, Albert, drohe ihr. Sie mag Dich begleiten. Weigert sie sich, so trägt sie selbst die Schuld."

„Woran, Vater?"

„Daß ich sie anklagen muß."

„Wessen?"

„Wir sprechen darüber, wenn Du ohne Meta zurückkehrst. Nun reiche mir die Medizin, denn ich muß heute noch leben. So — schiebe mir das Kissen unter den Rücken, ich will aufrecht sitzen, will die Sonne aufgehen sehen, die liebe Sonne, die mir so oft zu meinem Tagewerke geleuchtet hat. Wer kann denn wissen, ob ich sie heute nicht zum letzten Male sehe."

„Vater, Du quälst Dich schon wieder mit solchen Gedanken ab."

Der Greis schüttelte das Haupt.

„Du meinst es gut, mein Sohn, ich weiß es. Aber sieh', es ist doch besser, wenn ich nicht so lange mehr krank liege."

„Der Arzt meint, Du wirst genesen!"

„Der Arzt, der Arzt ist ein Mensch wie jeder Andere und Gottes Wege sind unerforschlich. Während Du für mich sorgst und mit dem Beile arbeitest, kannst Du nicht zeichnen und studieren — das ist sehr einfach. Du wärst wohl schon viel weiter, wenn ich nicht ein volles Jahr darnieder gelegen hätte. Bin ich todt, so erbst Du mein Häuschen — das habe ich dem Ortsrichter schon schriftlich übergeben — und Du bist frei, brauchst nicht auf den Zimmerplatz zu gehen. Die Hauptsache aber ist, daß meine Schwester —"

Ein starker Hustenanfall, der stets nach längerem Spre-

chen zu folgen pflegte, unterbrach den Greis, der krampfhaft beide Hände auf die Brust drückte. Als wieder Ruhe eingetreten, lag er erschöpft in dem Kissen. Die aufgehende Sonne die ihre Strahlen durch das Fenster sandte, beschien freundlich das Haupt des kranken Arbeiters.

Albert hatte sich abgewendet, um die gewaltsam ausbrechenden Thränen zu trocknen.

„Ich muß fort! Ich muß fort!" dachte er. „Und unverrichteter Sache werde ich auch nicht zurückkehren."

Else kam bald mit dem Frühstücke. Der Kranke trank warme Milch, bemühte sich zu lächeln und lauschte auf den Morgengesang der Vögel, die sich lustig in den Zweigen des Birnbaumes tummelten. Ein Sommer-Sonntagsmorgen lag auf der feiernden Erde mit all seiner Pracht und Herrlichkeit. Eine Stunde später erschien Albert, sonntäglich gekleidet. Wer ihn nicht kannte, würde ihn wahrlich nicht für einen Zimmergesellen gehalten haben.

Der Alte betrachtete ihn mit wehmüthiger Freude. Dann reichte er ihm die Hand und sagte: „Mache Deine Sache gut, mein Sohn!"

Albert nahm Abschied und ging. Das Herz war ihm so schwer, als ob er für immer von seinem geliebten Wohlthäter geschieden sei.

Zweites Capitel.

Schwester Meta.

Nach einer halben Stunde erreichte Albert die Gärten der Stadt. Lustige Leute kamen ihm entgegen, die den Tag voll Sonnenschein und Herrlichkeit auf dem Lande verleben wollten. Es waren meist Handwerker, Fabriksarbeiter und solche Bewohner der Stadt, die in der Woche an ihr Tagewerk gebunden waren. Die reichen Leute genießen ja immer, sie haben eigentlich keinen besonderen Festtag, sie feiern jeden Tag. Albert beneidete die Sorglosen, die mit heiteren Gesichtern an ihm vorüberzogen. Das blühende Land winkte, die heitere warme Luft — konnte es für den Armen, der täglich eilf Stunden in geschlossenen Räumen arbeitet, eine verlockendere Aussicht geben? Albert dachte mit bekümmertem Herzen an den kranken Vater und an das Ziel seines Ganges. Es war noch früh, die Morgenfrische kämpfte noch mit der Wärme der Sonne und Thautropfen glänzten an den Blättern.

Darum zeigten sich nur wenig Spaziergänger in der von hohen Hecken gebildete Gasse, die Albert eingeschlagen hatte, um auf dem kürzesten Wege das Haus der Frau Wiprecht zu erreichen. Er wußte hier genau Bescheid, denn in der Nähe befand sich der Zimmerplatz seines Meisters. Indem er aus einer Biegung trat, sah er eine junge Dame, die sich bemühte, das Schloß einer Gitterthür zu öffnen. Der verrostete Riegel wollte nicht weichen. Als Albert ankam, wandte sich die junge Dame, die eine elegante Sommertoilette gemacht hatte. Bestürzt zog er den Hut. Sein Gesicht ward dunkelroth.

„Sie bringt ein glücklicher Zufall durch die Gasse, Herr Brand!“ rief sie, nicht frei von Verwirrung, nachdem sie freundlich auf den Gruß gedankt hatte.

„Kann ich Fräulein Gerold einen Dienst leisten?“

„Das Schloß ist widerspenstig.“

„Ich werde es zum Gehorsam zwingen.“

Die kräftige Hand des Arbeiters öffnete mit einem festen Griffe die Thür.

Fräulein Gerold dankte durch die reizendste Verneigung.

„Sie wollen schon so Früh zur Stadt?“ fragte sie.

„Mein guter Vater liegt schwer krank.“

„Immer noch?“

„Leider, der Arzt hegt ernste Besorgnisse.“

„Mein Gott!“

Beide sahen sich an; aber Beide senkten auch erröthend die Blicke.

Louise Gerold, die Tochter des reichen Zimmermeisters, trat nicht in den Garten; sie blieb und spielte verwirrt mit ihrem grünseidenen Sonnenschirme, den sie in der zarten Hand hielt. Ein feiner Strohhut, geschmückt mit Kornblumen und Aehren, beschattete das wunderliebliche Gesicht des neunzehnjährigen Mädchens. Die elegante Gestalt ward von einem weißen Kleide eingehüllt. Eine einfache Mantille von schwarzer Seide lag nachlässig auf den Alabasterschultern.

„Verzagen Sie nicht, Albert!“ begann sie nach einigen Augenblicken. „Die Tage der Trübsale werden vorübergehen — mit solchen Mitteln ausgerüstet, werden Sie Ihren Weg durch das Leben schon machen.“

„An Thätigkeit und Ausdauer soll es wahrlich nicht fehlen.“

„Mein Vater hat auch klein begonnen; er ist als einfacher Zimmergeselle in diese Stadt gekommen.“

„Fräulein Louise, Sie meinen es so gut mit mir —“

„Weil ich Sie achte und schätze, weil ich mich stets freue, wenn ich Ihr Lob höre.“

Albert hatte unwillkürlich den Hut wieder abgenommen. Sein schöner Kopf mit dem dunkeln krausen Haare war nun ganz sichtbar geworden. Eine hohe Freude strahlte aus seinen regelmäßigen, frischen Zügen. Und wie glänzte sein blaues Auge unter den schön geschweiften Brauen.

„Fräulein! Fräulein!“ stammelte er.

„Nennen Sie mich doch nicht Fräulein, ich bin die schlichte Tochter schlichter Eltern. Mein Vater hat vor Jahren mit dem Ihrigen auf einem Zimmerplatze gearbeitet — wir Beide haben uns schon gekannt, als wir noch Kinder

waren — damals wohnte mein Vater auch noch nicht in einem schönen Hause — Albert, die Veränderung der äußeren Verhältnisse hat auf meine Gesinnung keinen Einfluß ausgeübt. Ich spreche es offen aus: mein Vater hat nicht recht gethan, daß er seinen ehemaligen Kameraden vergessen — er hätte sich um den kranken Arbeiter kümmern müssen. Ja, das war nicht seine Pflicht als Meister, sondern auch als Mensch! Albert, uns hat heute, am lieben Sonntagmorgen, nicht der Zufall hier einander entgegengeführt — freuen Sie sich dessen?" fragte sie, verlegen die Blicke senkend.

„Ach, ich weiß nicht, wie ich meine Freude ausdrücken soll!"

„Glauben Sie, daß ich ein aufrichtiges Mädchen bin?"

„So fest, als ich an einen gerechten Gott glaube!"

„Dann sagen Sie mir offen, wie ich Ihnen nützlich sein kann. Ich habe es wohl bemerkt, daß Sie der fleißigste Arbeiter auf dem Zimmerplatze meines Vaters sind, und weiß auch, daß Sie zu besseren Arbeiten befähigt sind — aber da Sie für den Haushalt sorgen müssen, traten Sie in die Reihe der gewöhnlichen Gesellen — o, ich weiß Alles! Die beste Zeit vergeht und ich möchte gerne, daß Sie so rasch als möglich ihr Examen machten, Meister würden und Architekt — Sie können sich ja nicht vorbereiten — sehen Sie, Albert, das macht mir Sorgen und es beschleicht mich oft eine Traurigkeit, daß ich über Ihr Schicksal weinen möchte. Da ich nun Ihre Freundin bin, Ihre aufrichtige Freundin, so habe ich das Recht, volles Vertrauen von Ihnen zu fordern. Aber ich begreife schon, Sie räumen mir dieses Recht

nicht ein — sonst hätten Sie schon früher offen mit mir gesprochen. Thun Sie es jetzt — ich wage nicht, Ihnen Vorschläge zu machen."

Sie reichte ihm die kleine, mit einem weißen Handschuh bekleidete Hand. Er drückte einen Kuß auf das zarte Gelenk dieser Hand.

„Louise," sagte er mit bebender Stimme, „Sie fordern Offenheit, und ich will sie heute, am Sonntagmorgen beweisen. Tag und Nacht denke ich an Sie — wenn ich wünsche, ein tüchtiger Mann zu werden, der eine geachtete Stellung in der Welt einnimmt, so wünsche ich es vorzüglich Ihretwegen. Ich möchte mich emporschwingen, um Ihnen näher zu stehen — der Zimmergeselle kann Ihnen doch nicht sagen —"

Er stockte. Das Blut trat in seine Wangen. Er fühlte, daß er sich hatte zu weit hinreißen lassen. Die Worte fehlten ihm, um den Gedanken auszudrücken, den er mittheilen wollte. Die reizende Louise, das reiche Mädchen, stand ihm wirklich noch zu hoch, um ihr jetzt schon seine Liebe zu bekennen.

„Er kann, er wird es sagen!" flüsterte sie dringend.

„Louise!"

„Was hält ihn ab?"

„Ich bin arm, bin ein vermessener Mensch!"

„Nein, ein stolzer Mensch sind Sie!" rief Louise unwillig. „Ich komme Ihnen entgegen, biete Ihnen die Hand — da bringen Sie mich in eine Lage, die — Albert, Sie wollen mich nicht verstehen! Vielleicht verachten Sie mich, daß ich Ihnen so unumwunden mein Herz entdeckt habe —"

„Louise!“ rief er, übermannt von seinem Gefühle, „Louise, ich denke Tag und Nacht an Sie, weil ich Sie liebe! Der Arbeiter wagt es, seine Blicke zu Ihnen zu erheben!“

„Endlich! Endlich!“ flüsterte sie, erglühend vor Entzücken. „Nun weiß ich doch, woran ich bin!“

„Sie haben mich gezwungen —“

„Wozu mein lieber Freund?“

„Wenn Die über mich lächeln, mich bemitleiden oder wohl gar einen verwegenen Mann nennen —“

Thränen standen in ihren schönen, geistvollen Augen, als sie mit zuckenden Lippen antwortete: „Ihr Bekenntniß hat mich recht glücklich gemacht, Albert! Ich bin nicht mehr Ihre Freundin — lieben Sie mich nur!“

Albert hätte vor der Herrlichkeit niederknieen mögen.

„Dort kommen Leute!“ flüsterte sie. „Wir trennen uns jetzt, um uns recht bald wiederzusehen. Diesen Garten hat der Vater gekauft, er ist nun unser Eigenthum — ich werde Morgens und Abends in dem Lusthäuschen sein. — Sehen Sie die hohle Weide in dem Zaune?“

„Ja!“

„Vertrauen Sie ihr die Briefchen an, die Sie mir schreiben werden; Sie werden die meinigen dort vorfinden. Adieu, mein lieber Albert!“

Sie schlüpfte in den Garten und schloß die Thür. Es war hohe Zeit, denn in der Biegung der Gasse erschienen Spaziergänger, Herren und Damen, die ein munteres Gespräch unterhielten. Albert warf einen Blick auf die Weide, die einige Schritte von der Gartenthür in dem Zaune stand, und

setzte nun, berauscht von Glück, seinen Weg fort. Er hatte ja die köstliche Gewißheit, daß Louise ihn liebte. Wäre nur Vater Brand nicht schwer krank gewesen, es hätte keinen glücklichern Menschen auf der Erde gegeben als Albert. Die Trauer um den geliebten Alten, der ihn zu dem erzogen, was er war, dämpfte die Freude, die die Liebe bereitete. Aber sie erhob ihn auch und erfüllte ihn mit dem Selbstvertrauen, das dem strebsamen Manne nicht fehlen darf. Er faßte den Entschluß, mit Entschiedenheit aufzutreten.

Die Glocken riefen zur Kirche, als Albert die Stadt betrat. Er eilte durch einige Straßen und stand bald vor einem kleinen, aber überaus freundlichen Hause, das an einem freien Platze lag. Er bestand aus einem Erdgeschoße und einem Stockwerke. Saubere, weiße Gardinen schmückten die Fenster. Auf den Brüstungen standen Blumen in zierlichen Töpfen. Alles verrieth bürgerliche Wohlhabenheit, Bequemlichkeit und Geschmack.

Hier wohnte Frau Meta Wiprecht, die einzige Schwester des todtkranken Zimmermannes. Es deutete dies ein Messingschild an, das neben dem Klingelzuge glänzte, den Albert mit der Sicherheit des Mannes ergriff, der in Geschäften kommt. Gestern war er verzagt gewesen, heute trat er mit ruhigem Ernste auf.

Eine alte Magd öffnete, eine Bäuerin.

„Ah, Sie kommen schon wieder, Herr Brand!“ flüsterte mürrisch das Weib.

„Ja, ich bin es, der Zimmergeselle, der Frau Wiprecht sprechen muß.“

„Muß, muß, und schon so früh?“

„Ich hoffe, die Base liegt nicht mehr im Bette.“

„Sie ist sogar schon angezogen und will zur Kirche gehen. Kommen Sie nach zwei Stunden wieder.“

„Frau Wiprecht wird ihren Entschluß ändern, wenn sie mich gehört hat.“

„Wissen Sie das genau?“

Die Magd, die schielte, sah mit ihren grasgrünen Augen den jungen Mann verwundert an. Wer sie zum ersten Male erblickte, schauderte zurück vor der unbeschreiblichen Häßlichkeit. Der große Mund war schief geformt, die Nase breit und eckig, an dem fleischigen Kinne zeigten sich blonde Härchen, und an der kugelrunden Stirn, die von dünnen Fuchshaaren umgeben, prangte eine dunkelbraune Warze von der Größe einer Haselnuß. Die Wangen, dick und voll, hingen schlaff herab. Und dieses schöne Gesicht war zum Ueberflusse noch mit unzähligen Sommersprossen besäet. Den Kopf hüllte ein schwarzseidenes Tuch ein, dessen Zipfel sich über der Stirn zu einer langen Schleife formten. Grete, so hieß das Weib, trug ein graues Mieder ohne Aermel, so daß man das kurze Hemd und die gebräunten hageren Arme sehen konnte. Ein röthlich gestreifter Friesrock, blaue Strümpfe und Pantoffeln vollendeten die Toilette dieser Grazie. Wer sie nur hörte und nicht sah, glaubte, daß ein Mann spräche. Ihre Stimme war tief und rauh. Der Kropf, der sich an den beiden Seiten ihres runzlichten Halses zeigte, ward zur Hälfte von einem weißen Tuche bedeckt. Die Kleidung überhaupt war sauber und derb.

„Ich weiß es genau,“ antwortete Albert; „darum mag Frau Grete mich anmelden und der Frau Base sagen, daß

ich ihr eine wichtige Nachricht von dem todtkranken Bruder brächte."

„Meinetwegen; aber es wird nichts helfen. Frau Wiprecht läßt sich von dem Kirchgange nicht abhalten."

Albert schloß ruhig die Hausthür hinter sich.

Auf der Treppe, die zu dem ersten Stocke führte, hörte man Schritte.

Zwei Frauen kamen herab; sie waren sonntäglich geschmückt und trugen Gesangbücher mit Goldschnitt in den Händen. Die ältere, Frau Wiprecht, zählte nach Angabe ihres Bruders zwar nur erst sechzig Jahre, sie schien aber um zehn Jahre älter zu sein. Klein, dick und rund, bewegte sie sich wie eine Ente über die Quadersteine der Hausflur. Auf ihrem stark ergrauten Haupte prangte ein Damenhut nach der neuesten Façon. Auch ein grüner Schleier hing über den Rücken herab. Ein Oberrock von schwarzem Atlas hüllte die kleine dicke Frau ein. Auf dem Busen trug sie eine große Goldbrosche.

Die zweite Frau, klein und hager, war in schwarze Seide gekleidet. Die Form ihres grauen Hutes war längst veraltet; aber man sah, daß er sorgfältig behandelt worden. Ein schwarz und weiß karrirtes Umschlagetuch hüllte die ganze Gestalt ein.

In dieser Dame, die vierzig Jahre zählen mochte, erkannte Albert die Mutter seiner Louise. Nur mit Anstrengung verbarg er die Befangenheit, die sich seiner bemächtigt.

„Was wünschen Sie?" fragte Frau Wiprecht stolz und vornehm.

„Ich komme im Auftrage meines schwer kranken Vaters."

„Schon wieder?“

Frau Gerold sah den jungen Mann mit stechenden Blicken an.

„Wir sind auf dem Wege zur Kirche,“ sagte sie devot. „Dem Heiligen muß das Profane nachstehen. — Ich dächte, Sie störten die fromme Sammlung der Mama nicht —“

„Den Wunsch eines Sterbenden zu erfüllen, ist wahrlich ein nicht minder gottgefälliges Werk als der Gang zur Kirche.“

„Kommen Sie doch, Mama!“ rief Frau Gerold. „Es läutet schon zum zweiten Male, wir werden den Anfang des Gottesdienstes versäumen. Und das ist eine Sünde, die Gott nie verzeiht. Sie können ja später Gelegenheit nehmen, dem Kranken eine Unterstützung zu senden. Fehlt es Ihnen an Münze, so stelle ich Ihnen meine Börse zur Verfügung.“

Wäre die Frau, die so gesprochen, nicht Louisens Mutter gewesens, Albert würde sie gebührend abgefertigt haben.

„Verzeihung, Frau Gerold,“ entgegnete er bescheiden, „ich muß darauf beharren, Frau Wiprecht sogleich allein zu sprechen. Es handelt sich um eine sehr wichtige Mittheilung. Wollte ich sie aufschieben, ich würde der Schwester meines geliebten Pflegevaters eine große Verlegenheit bereiten. Das kann ich nicht.“

„Eine Verlegenheit?“ fragte die Alte pathetisch. „Ich wüßte doch nicht — wie lange ist es her, daß ich mit meinem Bruder nicht in Berührung gekommen —“

„Der arme Mann droht!“ sagte Frau Gerold, mitleidig lächelnd. „Das ist so die Art aufdringlicher Leute, wenn sie kein wirksames Mittel mehr kennen. Mama, Sie ärgern

sich schon wieder — ich sehe es Ihnen an — Sie zittern und werden bleich. Fassen Sie sich, denken Sie an Ihre kostbare Gesundheit und haben Sie Nachsicht mit den sündigen Nebenmenschen. Man mißbraucht Ihre bekannte Herzensgüte — Kommen Sie doch, das Wort Gottes wird Sie stärken —"

„Es ist wahr," flüsterte die Mama. „Ich fühle mich sehr angegriffen, und daß gerade Andreas mir droht — er weiß, daß ich nervenschwach bin. Cölestine, geliebte Freundin, wir dürfen wohl die Absicht nicht aufgeben, Gottes Wort zu hören. Noch nie habe ich das Bedürfniß darnach dringender gefühlt, als gerade heute."

„Wir werden für den Kranken beten!" meinte Cölestine. „Ein Gebet in der Kirche ist dem lieben Gott angenehmer als zu Hause."

„Gehen wir denn! Grete, öffne doch die Thür. Ja, Herr Albert, sagen Sie Ihrem Pflegevater, das ich für ihn beten wolle. Brauchen Sie eine Kleinigkeit an Geld, so mögen Sie es sich nach der Kirche abholen."

Grete streckte die Hand nach der Thür aus.

„Warten Sie noch!" rief der junge Mann. „Gönnen Sie mir zwei Minuten Gehör, und finden Sie, daß die Nachrichten, die ich bringe, der Beachtung unwerth sind, so mögen Sie nach Belieben handeln. Ich erfülle nur meine Pflicht, wenn ich in Sie dringe — und Sie selbst, Frau Wipprecht, werden es mir danken."

Die Alte wandte sich an Frau Gerold mit den Worten: „Was meinst Du, liebe Cölestine?"

Cölestine zuckte die Achseln.

„Ich bin so erstaunt über die Art und Weise der Annäherung, daß ich keine Worte finde, mich darüber zu äußern. Der junge Mann will unter vier Augen mit Ihnen sprechen — Sie sind eine bejahrte, nervenschwache Dame —“

„Es ist wahr, ich bin sehr nervenschwach, und Andreas weiß das!“

„Sprechen Sie doch hier, junger Mann! Aber beeilen Sie sich, das Läuten hat schon aufgehört.“

Der arme Albert stand wie auf Kohlen.

„Will mir Frau Wiprecht gestatten, von gewissen Papieren zu sprechen —“

„Was für Papiere?“ fuhr die alte Witwe auf. „Hat Andreas Papiere?“

„So sagt er. Und über diese Papiere wollte ich mit Ihnen sprechen.“

Frau Wiprecht war sichtlich erschreckt; sie biß die schmalen Lippen zusammen und schleuderte einen gehässigen Blick auf den jungen Mann, der ängstlich harrend vor ihr stand.

„Cölestine,“ sagte sie dann, „mein Bruder verdient zwar nicht, daß ich ihn beachte, denn er hatte mir im Leben viel Aerger bereitet; aber da er krank liegt und seine irdischen Angelegenheiten ordnen will — er bietet mir Papiere zum Kaufe an — nicht wahr, das meinen Sie doch?“

„Ja, Frau Base!“

„Da hörst Du es. Gedulde Dich zwei Minuten, geliebte Freundin! Grete öffne die Thür des Empfangszimmers, ich werde den Herrn rasch anhören.“

Grete gehorchte. Frau Wiprecht ging in das Empfangzimmer, das sich im Erdgeschoß befand, und Albert folgte. Er schloß die Thür hinter sich.

„Wie fatal!“ flüsterte Cölestine, in deren welken Gesichte alle Muskeln zuckten. „Diese unverschämten Menschen sind doch nicht fern zu halten; sie wissen sich durch List und Drohungen Bahn zu brechen. Die arme Mama wird von allen Seiten belagert! Man darf sie doch nicht außer Acht lassen.“

„Frau Gerold,“ sagte Grete, „gehen Sie rasch durch die Küche in das Kämmerchen —“

„Das ist ein guter Gedanke, Grete!“

„Kommen Sie, kommen Sie!“

Neben dem Empfangszimmer zeigte sich die Küchenthür; diese öffnete Grete. Cölestine, deren fromme Ruhe plötzlich einer auffallenden Erregung gewichen, huschte wie ein junges Mädchen durch den halb dunklen Raum und betrat ein Kämmerchen, das durch eine verschlossene Glasthür von dem Empfangszimmer geschieden ward. So ward sie Zeugin der Szene, die in dem eleganten Zimmer stattfand.

Albert stand ruhig vor der alten Frau, die im strengen Tone fragte:

„Was läßt mir Andreas sagen?“

„Frau Base, der Kranke ist untröstlich, daß Sie ihn nicht besuchen. Ihre Antwort, die ich ihm gestern brachte, hat ihn mit tiefem Schmerze erfüllt, und ich habe ihm nicht einmal Alles mitgetheilt. Der gute Vater fühlte, daß seine letzte Stunde nahte — er hat noch Manches mit Ihnen zu berathen —“

„Bleiben wir bei den Papieren.“

„Länger darüber zu verhandeln ist unnütz, wenn Sie sich nicht entschließen können, mich zu Ihrem kranken Bruder zu begleiten.“

„Und wenn ich nun fest bleibe, wenn ich das Gelübde, das ich gethan, halte?“

Albert erschrak.

„Sie haben ein Gelübde gethan?“

„Ich will meinem Bruder, der mich schwer gekränkt, nicht Gleiches mit Gleichem vergelten, aber ich beachte ihn nicht, er lebt für mich nicht mehr. Das habe ich feierlich gelobt. Die Christenpflicht gebietet Verzeihung, und ich habe dem Andreas verziehen —

„Mehr zu thun vermag ich nicht, denn ich habe für würdige Menschen zu sorgen, für Menschen, an denen der Herr seine Freude hat. Daß Alles gekommen, wie es eben gekommen, ist eine Fügung des Himmels, und dieser vorzugreifen fühle ich mich nicht berufen.“

Der junge Mann schauderte zurück vor diesen religiösen Anschauungen. In dem Kopfe der frühern Dienstmagd konnten sie nicht entstanden sein, man mußte sie ihr beigebracht haben.

Albert ließ sich nicht abweisen, er ging nun weiter wie er sich vorgenommen hatte. Das letzte Mittel sollte nicht unversucht bleiben.

„Frau Base,“ begann er nach einer kleinen Pause, „es ist Alles Fügung, was in der Welt geschieht, dies wird kein Verständiger leugnen —“

„Ganz recht!“

„Und darum ist es auch eine Fügung des Himmels, daß Ihr kranker Bruder gewisse Papiere aufbewahrt hat —"

Die Base zuckte leicht zusammen.

„Was für Papiere denn?"

„Ich kenne sie nicht; soviel aber ist mir klar geworden, daß sie von großer Wichtigkeit sind und daß der Vater sie nur Ihnen selbst einzuhändigen gedenkt. Ist es denn so schwer, den sterbenden Bruder zu besuchen?"

Frau Wiprecht schien zu schwanken.

„Nach dem, was geschehen, wird es mir sehr schwer. Mein Freund, Sie könnten mir beistehen in dieser traurigen Angelegenheit."

„Gern, Frau Base!"

„Ich werde dankbar sein, wenn mein Bruder die Augen geschlossen hat, Sie bedürfen doch der Hülfe zu Ihrem weitern Fortkommen — ich biete sie Ihnen!"

„Was kann ich denn thun?" fragte Albert.

„Ersparen Sie mir den Weg — bringen Sie mir die Papiere. Sie sind ja ein sicherer Bote, Ihnen wird sie Andreas anvertrauen. Auf einen guten Botenlohn dürfen Sie rechnen. Dann ist die Angelegenheit abgethan und wir Beide bleiben gute Freunde."

Albert stellte sich, als ob er die Infamie nicht begriffe, die in dieser Zumuthung lag. Aber er begriff auch, daß Frau Wiprecht die Papiere fürchtete, daß sie Kunstgriffe versuchte, sich ihrer zu bemächtigen.

„Der Vater hat entschieden erklärt, daß er mit Ihnen persönlich verhandeln wolle, und wer ihn kennt, weiß, daß

er ein charakterfester Mann ist, der einmal gefaßte Entschlüsse nicht aufgibt.“

„Die Papiere werden wohl nur ein Vorwand sein. Ich erinnere mich, daß er vor Jahren davon gesprochen — damals forderte ich sie; er gab sie nicht her. Natürlich, weil er sie nicht hatte. Jetzt macht er einen neuen Versuch — er will mit einer Bosheit aus dem Leben scheiden. Ich kenne seine Halsstarrigkeit genau —“

„Frau Base, wenn der Tod vor der Thür steht —“

„Ich glaube noch gar nicht, daß Andreas so krank ist.“

„Glauben Sie es nur! Der Arzt gibt ihm nur noch wenig Stunden Frist.“

„So kann er wohl heute noch sterben?“

„Das fürchte ich, und darum bitte ich Sie, sich zu beeilen —“

„Thut mir leid! Die Kirche ruft!“

Die Alte wollte sich entfernen.

„Frau Base!“

„Was gibt es noch?“

„Wenn Sie nicht kommen, so wird der Vater seine Papiere dem Richter übergeben.“

Die Frau Base erschrak.

„Was ist das?“

„Diesen Entschluß soll ich Ihnen mittheilen.“

„Nein, das ist unerhört! Ich habe den Richter nicht zu fürchten. Andreas droht, als ob er mich durch eine Anklage verderben könnte.“

„So weit geht mein Auftrag.“

„Der Verblendete!“

„Sie können ja Alles beseitigen, können Alles zum guten Ende führen, wenn Sie den kranken Bruder besuchen, der vor seinem Ende mit Ihnen sprechen will.“

Albert sah, daß die Drohung wirkte.

Frau Wiprecht hatte die Fassung verloren, sie zitterte und rief lallend:

„Ich kann nicht zugeben, daß der Mann sterbend noch eine Sünde begeht, daß er seine Gewissenslast noch größer mache, als sie ist. Lieber Freund, ich will den unglücklichen Bruder sehen und ihm meine Verzeihung bringen. Ja, das will ich, denn ich bin eine Christin, die das Wohl ihrer Nebenmenschen zu fördern sich bemüht. Der gute Andreas muß wohl im Fieber gesprochen haben. Besorgen Sie einen Wagen — Cölestine mag allein zur Kirche gehen und für mich beten. Es ist doch unerhört! Ach, die sündige Welt! Hätte man den Trost und die Stärkung der Religion nicht, es wäre für den Gläubigen unmöglich, in ihr zu leben. Holen Sie den Wagen, mein Freund, ich werde hier warten!“

Sie sank erschöpft auf einen Stuhl.

„Bleiben Sie bei diesem löblichen Vorsatze!“ bat Albert. „Sie werden versöhnt von Ihrem sterbenden Bruder scheiden, und so ein gutes Werk verrichten, das der Himmel Ihnen lohnt.“

Der junge Mann verließ das Zimmer und das Haus.

„Also doch, doch!“ flüsterte die Alte. „Es wäre ein Unglück, wenn dieser Mensch die Wahrheit gesprochen. Ich muß Gewißheit haben. Cölestine, die fromme Frau, darf Nichts erfahren, nein, nein — und darum soll sie mich nicht

begleiten. Recht so, das ist ein Vorwand, der sich schickt — Mein Gott, welche Kämpfe muß ich in meinen alten Tagen noch bestehen, und mein leiblicher Bruder bereitet sie mir! Er ist doch gefährlich, man muß ihn vorsichtig behandeln. Gut, ich will ihn überwachen, will sehen, was er beginnt. Existiren die Papiere wirklich, mein Mann war dumm genug, sie nicht zu verbrennen —"

Frau Cölestine Gerold trat durch die Thür, die zu der Hausflur führte, ein.

„Das habe ich vorausgesehen!" rief sie erschreckt. „Da sitzen Sie wieder voll Aerger und Verdruß, eine beklagenswerthe Frau! Diese Menschen verfahren doch ohne alle und jede Rücksicht mit Ihnen. Sie müssen Wasser mit Brausepulver trinken. Und wie Ihre Stirn glüht!" sagte Cölestine mitleidig, indem sie die Hand an den Kopf der Alten legte.

Die alte Witwe blickte schmerzlich empor.

„Der Herr nimmt mich unter seine Flügel, er ist mein Hort und Schild, meine Zuversicht und mein Heil!"

„Amen!" fügte Frau Gerold devot hinzu, gesenkten Blicks sich verneigend. „Der liebe Gott erhalte Sie noch lange den Ihrigen, die Sie schätzen und lieben."

„Gute Cölestine, wenn ich Dich nicht hätte, wenn ich Deine lieblichen Worte nicht hören könnte, ich würde keine ruhige Stunde haben. Das Auge des Herrn ruht mit Wohlgefallen auf Dir, Du fromme und gläubige Seele — darum gehe zur Kirche und bete für Deine mütterliche Freundin."

„Wollen Sie mich nicht begleiten, Mama?"

„Ich will doch den kranken Bruder besuchen, will ihm meine Verzeihung bringen, ohne die er nicht sterben kann."

„Sehen Sie sich vor, der Satan ist voll Tücke und List, er fahndet stets auf die Frommen.“

Frau Wiprecht reichte der Freundin die Hand.

„Ich stehe ja in des Herrn Schutz!“

„Wohl wahr; aber die Bibel sagt: seid klug wie die Schlangen —“

„Und ohne Falsch wie die Tauben.“

„Denken Sie an das, was ich Ihnen so oft gesagt habe! Ihre Person gilt den spekulirenden Menschen nichts, sie streben nur nach Ihrem Vermögen, mit dem der Herr Sie gesegnet hat.“

„Meine Verfügungen sind getroffen, ich habe sie unter dem Einflusse des Herrn getroffen — sei ruhig, Cölestine, ich weiß, was ich thue. Bete für mich! Hast Du den Dienst des Herrn verrichtet, so komme nach Buchau, bringe auch die holdselige Louise mit, meine Pathe, der Mutter zu sein ich an heiliger Stelle gelobt — Kommt Beide, Ihr lieben Kinder, daß ich mich an Eurem Anblicke erlabe! Das Wetter ist schön, die Lerchen singen und die Veilchen duften, diese bescheidenen Lieblinge Gottes — Ich erwarte Euch in der blühenden Natur, daß wir eine stille Andacht verrichten. O, die Natur ist so schön!“

„Wenn nur die Menschen nicht so häßlich wären!“ seufzte Frau Gerold.

Ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust, während der zahnlose Mund halb geöffnet blieb.

Albert trat rasch ein und meldete, daß der Wagen vor der Thür halte.

„Ist der Kutscher auch sicher?“ fragte Cölestine.

„Ganz sicher, meine Dame. Ich werde neben ihm sitzen, um ihn zu überwacheu.“

„Auf Wiedersehen, Mama!“

Die Mama hatte sich erhoben und sagte schmerzlich lächelnd:

„Wir sehen uns gegen Mittag wieder; ich erwarte Dich und die liebe Louise — Du kennst ja das Häuschen meines Bruders.“

Cölestine küßte die Alte, als ob sie für immer Abschied von ihr nähme.

„Louise kommt nach Buchau!“ dachte Albert mit einem Wonneschauer. „Ich werde sie heute noch einmal sehen!“

Nun betrachtete er die häßliche Mutter, die eine so liebliche Tochter hatte, eine an Gemüth und Körper so ganz verschiedene Tochter! Seufzend gedachte er der Hindernisse, die sich seiner Liebe noch entgegenstellen würden, während die beiden Frauen leise mit einander sprachen.

Frau Wiprecht nickte lächelnd mit dem Kopfe, küßte die süßlächelnde Cölestine, befahl Greten, über das Haus zu wachen und bewegte sich in kurzen Schritten aus dem Empfangszimmer.

Frau Gerold duldete es nicht, daß Albert, der dienstfertig herbeisprang, der Alten in den Wagen half; sie selbst reichte hülfreich die Hand und schloß den Schlag des Wagens. —

Albert saß neben dem Kutscher und befahl diesem Eile an. Der Wagen rollte davon.

„Man hat sie doch noch so weit gebracht!“ sagte Grete.

„Die Mama ist zu gut."

„Und der Andreas Brand ist ein schlauer Mensch, er wird seine Schwester schon bearbeiten, daß dieser aufgeblasene Zimmergesell erbt."

„Versuchen wird er es. Nun, wie Gott will! Du sollst nicht zu kurz kommen, Grete; ich sorge für Deine alten Tage. Sorge Du für das Haus und für die Mama."

„Das soll geschehen. Sie hätten doch die Fahrt nach Buchau verhindern sollen."

„Es ist gut so. Adieu, Grete!"

Cölestine ging nicht zur Kirche; sie eilte über die Straße und trat in das gegenüberliegende Haus, an dessen Thür ein Schild mit den Worten sich befand:

„Konrad Gerold, Zimmermeister."

Aus den Fenstern ihres Wohnzimmers konnte sie das Haus der Witwe beobachten, so daß sie stets wußte, wer dort ein- und ausging.

Fünf Minuten später hatte sie eine Unterredung mit ihrem Manne, der schreibend an seinem Pulte saß.

Der Meister ordnete Sonntags seine Bücher; er besuchte nie die Kirche.

„Der Mann muß arbeiten," pflegte er zu sagen, „die Frau kann singen und beten."

In gewissen Kreisen galt er für reich, da er mehrere große Häuser besaß; Andere behaupteten, seine Vermögensverhältnisse wären nicht glänzend, er habe bedeutende Schulden und halte sich nur durch künstliche Manöver.

Wir werden den Meister später kennen lernen; für jetzt

folgen wir dem Wagen, der die Schwester zu dem Bruder bringt.

Der Kutscher trieb sein Pferd an; nach kaum einer halben Stunde hielt er vor dem Häuschen des Arbeiters.

Albert half der Alten aus dem Wagen.

Else stand weinend in der Thür.

„Was ist denn geschehen?“ fragte Albert.

„Der Doktor ist bei ihm.“

„Und der Vater?“

„Kann nicht mehr sprechen.“

„Großer Gott!“

„Gehen Sie nur rasch zu ihm!“

Er führte die Witwe in das Stübchen, dessen Fenster verhangen war.

Der Arzt saß an dem Bette und hielt die Hand des Kranken.

„Es ist gekommen, wie ich gefürchtet!“ flüsterte er. „Die angewendeten Mittel bleiben erfolglos.“

„Vater, Vater!“ schluchzte der junge Mann, der sich neben dem Bette auf die Kniee warf. „Ich bin da, Dein Sohn, und auch Deine Schwester steht hier. Frau Wiprecht hat mich begleitet!“

„Sie kommen zu spät!“ sagte der Arzt. „Der arme Mann kann nicht mehr sprechen.“

Er machte der Witwe Platz, die sich ihm näherte.

„Andreas, Du wolltest mir Mittheilungen machen — da bin ich! Kennst Du denn Deine Schwester nicht mehr? Sieh' mich nur an, Meta steht an Deinem Bette.“

Der Kranke öffnete gewaltsam die schweren Augenlider;

er zuckte zusammen und deutete mit der Hand auf Albert, der jetzt an dem Fußende des Bettes stand und bitterlich weinte.

„Was soll denn geschehen?“ fragte Meta, die von der ergreifenden Szene nicht gerührt ward.

Andreas konnte sich nicht mehr bewegen. In seinem entstellten Zügen drückte sich eine furchtbare Angst aus; die Lippen zuckten, als ob sie sprechen wollten. Aber kein Laut entquoll der stillen Brust.

Meta beugte sich über ihn.

„Wo sind Deine Papiere, Andreas? Du wolltest sie mir übergeben. Wo bewahrst Du sie auf? Kann ich sie finden?“

Der Kranke machte eine verneinende Bewegung mit dem Haupte. Dann blieb er still liegen.

„Quälen Sie ihn nicht!“ sagte der Arzt. „Er kann sich nicht mehr verständlich machen.“

„Vater! Vater!“ rief Albert, von Schmerz überwältigt. „Sieh' mich nur noch einmal an mit Deinem treuen Auge, ich kann nicht so von Dir scheiden — Du selbst hast mich ja fortgeschickt!“

Der sterbende Arbeiter öffnete noch einmal sein Auge; verständig und ruhig sah er den Sohn an, als ob er das Bild desselben einsaugen wollte, um es mit sich in das ewige Jenseits zu nehmen.

Nur drei Sekunden dauerte dieser letzte Blick, dann veränderte sich das Auge; es verglaste.

Andreas seufzte leise und verschied.

Der Arzt legte die Hand auf das Herz des Alten.

„Er ist todt!" sagte er nach einer halben Minute, während der die Anwesenden gespannt seines Ausspruchs geharrt hatten.

Albert warf sich mit dem Kopfe auf die Decke des Bettes. Sein Schluchzen erstickte in dem Kissen.

Meta stand regungslos wie eine Säule; keine Thräne erschien in ihrem Auge, keine Bewegung verrieth, daß sie Schmerz empfand.

„Der Herr hat ihn zu sich genommen!" flüsterte sie kalt. „Des Herrn Wille sei gepriesen, Amen! Andreas war mir nicht gut gesinnt im Leben; aber ich verzeihe ihm. Beruhigen Sie sich, junger Mann, ich werde die Begräbnißkosten tragen, das verspreche ich Ihnen.

„Ist er denn wirklich todt, Herr Doktor? Der Andreas war ja so alt noch gar nicht —"

„Er ist todt!" versicherte der Arzt.

Dann grüßte er theilnehmend und ging.

Frau Meta hatte lange auf einem Stuhle gesessen. Dann rief sie die Haushälterin.

„Sie heißt ja wohl Else?"

„Ja."

„Hat mein Bruder kurz vor seinem Ende Nichts verlangt?"

„O ja."

„Was denn, liebe Frau?"

Else wußte nicht, ob sie antworten sollte; sie sah nach Albert hinüber, dieser aber verblieb regungslos auf dem Bette des Entschlafenen.

Sein thränenerfülltes Auge starrte die Leiche an.

„Sagen Sie mir Alles," begann Frau Meta wieder. „Die Schwester kann es schon wissen. Hat denn der Entschlafene ein Testament gemacht?"

„Ich weiß es nicht."

„Was hat er denn gesagt?" inquirirte kalt die Frau weiter.

„Er hat immer nach seiner Schwester verlangt!"

„Nichts weiter?"

„O ja, ich mußte den Dorfrichter rufen."

Meta suchte ihren Schreck zu verbergen.

„Ist der Dorfrichter hier gewesen?"

„Nein, er war nicht zu Hause; ich vermuthe, daß er bald kommt. Nun ist es leider zu spät —"

„Hat mein Bruder Nichts von seinen Papieren gesagt? Er muß doch Papiere haben — Wenn der Nachlaß geordnet werden soll, ist es durchaus nöthig. Sein Pflegesohn ist kein natürlicher Erbe."

„Und nun wollen Sie wohl erben?" fragte Else, die schon lange die Frau haßte. „Das fehlte wahrhaftig noch."

Sie trat an das Bett und weinte mit dem jungen Manne.

Meta sah Beide mit gehässigen Blicken an.

Da kam der Richter, den Else gerufen hatte, ein biederer Landmann mit grauem Haare.

Die Wirthschafterin sagte ihm, daß der Tod den Kranken verhindert habe, ihm, dem Richter, wichtige Mittheilungen zu machen.

Es kam zu Verhandlungen, die damit endigten, daß der Richter sofort eine offizielle Hausuntersuchung anstellte.

Kein Winkel, kein Schrank, kein Kasten blieb verschont. Albert selbst war der Thätigste — nirgends fand sich ein Stück Papier, das für die Ueberlebenden von Wichtigkeit gewesen wäre.

Nach einer Stunde stand der junge Mann wie niedergeschmettert neben dem Todten.

Wie und wo sollte er Aufklärung über seine Abkunft erlangen? Und doch lag ihm so viel daran, da man ihn allgemein für einen Findling hielt, den der mitleidige Zimmergeselle aus dem Felde heimgebracht.

Er hatte dies früher, als er noch Knabe war, oft von seinen Spielgenossen hören müssen.

Frau Wiprecht, die anscheinend ruhig neben dem offenen Fenster gesessen, fragte nun den Richter:

„Sie haben also keinerlei Mittheilungen empfangen oder sonst Wahrnehmungen gemacht, die über den letzten Willen meines Bruders Aufklärung geben könnten?"

„Nichts, Frau Wiprecht, Nichts!" versicherte der Landmann.

„Jene Leute dort sprechen von Papieren, die Andreas Ihnen hat übergeben wollen."

Der Richter zuckte mit den Achseln.

„Es ist durchaus Nichts vorhanden. Brand muß doch wohl nur die Absicht gehabt haben, mir mündlich Mittheilungen zu machen — vielleicht über seinen Pflegesohn. Nun, Sie machen doch gewiß keine Ansprüche auf die kleine Hinterlassenschaft, die Albert schon dadurch verdient, daß er Ihren Bruder während der langen Krankheit ernährt und gepflegt hat."

Frau Meta überlegte.

„Ich bin die einzige Schwester, also die natürliche Erbin?“ —

„Da kein Testament vorhanden ist, fällt Ihnen nach dem Gesetze Alles zu.“

„Gut, gut! Ich behalte mir die Erklärung vor.“

„Wenn Sie es wollen, muß ich die Erbschaft unter Siegel legen!“

„O nein! es mag hier bleiben, wie es ist. Bald werde ich sagen, wie ich es zu halten gedenke. Finde ich, daß Albert die Schwester seines Wohlthäters ehrt, so soll er sich über mich nicht zu beklagen haben. Ich bin nicht hartherzig und habgierig, aber ich halte auf Ordnung.“

Nun hatte sie noch eine kurze Unterredung mit dem Richter, von der die beiden anderen Personen kein Wort verstehen konnten, da sie leise geführt ward.

Dann trat sie wieder zu dem Bette.

„Ruhe sanft, Bruder!“ sagte sie, dem Anscheine nach bewegt. „Du hast mir zwar manche Kränkung im Leben zugefügt, aber ich verzeihe Dir, wie Dir der Herr dort oben verzeihen möge. Wer weiß denn, wie lange ich noch auf dieser Erde wandle; wir sehen uns wohl bald im ewigen Jenseits wieder.“

„Amen!“ flüsterte eine Stimme.

Frau Cölestine Gerold und Louise standen hinter der Witwe; sie waren leise eingetreten.

Die Gattin des reichen Zimmermeisters betrachtete wehmüthig den Todten. Sie hörte die Worte der alten Witwe nicht:

„Da bist Du ja, liebe Cölestine. Ich danke Dir, daß Du gekommen bist. Deine Nähe ist mir ein wahrer Trost.“

„Der brave Mann ist schmerzlos verschieden!“ flüsterte Cölestine, wie in Betrachtungen versunken. „Seine Züge sind ruhig, sogar heiter. Ich sehe gern das Antlitz eines solchen Todten, es versetzt mich in eine eigene Stimmung. Wie wunderbar der Herr Alles angeordnet hat! Der Körper wird zu Staub, von dem er entnommen, der Geist schwingt sich zu lichten Höhen empor, daß er vor seinen Richter trete. Glücklich der Mensch, der keine Sünde auf seinem Gewissen hat, er kann ohne Furcht dem Tode in's Auge schauen. Der Sterbende hat doch einen Priester gehabt?“ fragte sie, sich an die Wirthschafterin wendend.

„Nein!“ antwortete Else.

„Es ist nicht möglich!“

„Vater Brand hat gebetet und ist dann ruhig eingeschlafen.“

Cölestine trat entrüstet zurück.

„Das ist ein unverzeihlicher Frevel! Gott nehme die arme Seele des Verblendeten in seinen Schutz! Mama, ich verlasse das Zimmer.“

„Und ich folge Dir, mein liebes, gutes Kind! Andreas hatte seltsame Ansichten, die ein frommes Gemüth nicht theilen kann.“

Beide Frauen waren hinausgegangen; sie betraten das Gärtchen, das sich in einer musterhaften Ordnung befand.

Die Blumen blühten und dufteten, das Gemüse stand in üppiger Fülle. Ein köstlicher blauer Himmel spannte sich über der lachenden Erde aus.

Cölestine sah sich erstaunt um.

„Das hätte ich nicht gedacht!“ rief sie.

„Was, mein Kind?“

„Ein schönes, werthvolles Grundstück!“

„Meinst Du?“ fragte die Alte.

„Es läßt sich viel daraus machen. Der Garten ist ziemlich groß, das Haus, wenn auch niedrig, fest und dauerhaft gebaut — man kann es übersetzen — und die prächtigen Obstbäume! Dort neben dem Bache ist auch wohl ein Stück Wiese — Mama, hat Andreas ein Testament hinterlassen?“

„Nein.“

„So sind Sie als Schwester die Erbin?“

„Ich glaube, Cölestine.“

„Nein, glauben Sie nicht, es ist gewiß wahr! Ich kenne die Landesgesetze — fragen Sie meinen Mann, er wird es Ihnen bestätigen!“

„Ich habe dem jungen Albert Hoffnung gemacht —“

„Mama, da sieht man wieder einmal, wie thöricht Sie handeln!“

„Nur ruhig, entscheidend habe ich mich noch nicht ausgesprochen.“

„Das ist ein Glück.“

„Ich wollte zuvor mit Dir berathen.“

„Und ich rathe Ihnen, treten Sie die Erbschaft an.“

„Es müssen Schulden auf dem Grundstücke lasten.“

„Gleichviel!“

„Aber der arme Mensch, der in der letzten Zeit so viel gethan hat —“

„Dem armen Menschen ist genug geschehen!“ flüsterte Cölestine eifrig. „Ist es nicht genug, daß Andreas ihn erzogen hat? Die Schwester steht dem Bruder näher als der Pflegesohn dem Pflegevater. Eine natürliche Verwandtschaft läßt sich nicht hinwegleugnen. —

„Wenn ich nicht für Ihr Bestes sorge, gehen Sie zu Grunde. Beträgt sich dieser Monsieur Albert darnach, so können Sie ihm immer noch Wohlthaten erweisen.

„Bedenken Sie doch, der Mensch geht nie zur Kirche, hat nicht einmal dafür gesorgt, daß dem Sterbenden geistlicher Zuspruch geworden — wollen Sie einen Gottlosen unterstützen? Mama, das ist Sünde! Sie unterstützen den jungen Mann in einem Leben, das der Herr verdammt. Mein Gott, was soll aus unserer Religion werden, wenn wir nicht darauf dringen, daß man sie achtet? Keine Kirche, keinen Priester. — Mahnen Sie den Pflegesohn zur Andacht, zur Gottesfurcht, zu einem frommen Lebenswandel, und bessert er sich, so lassen Sie ihm Wohlthaten zufließen.“

„Du hast Recht, Cölestine!“

„Bleibt er, wie er ist, so unterstützen Sie das Laster, indem Sie auf die Erbschaft Verzicht leisten.“

„Nein, das will ich nicht!“

„Erklären Sie dem Gerichte, daß Sie die Erbschaft antreten.“

„Soll morgen geschehen, meine liebe Cölestine.“

„Versprechen Sie es mir.“

„Hier ist meine Hand. Ach, wenn ich Dich nicht hätte Du Gute!“

„Dann wären Sie längst um Ihr Vermögen gekom-

men und müßten Noth leiden in Ihren alten Tagen. Freilich, wir wären auch noch da, um Sie zu pflegen —"

„Sprich nicht weiter, Kind, ich kenne Deine unbegrenzte Liebe und Anhänglichkeit —"

„Die nur mit dem Tode erlöschen wird."

„Und ich werde dankbar sein, verlaß Dich darauf! Mein Gott, wie schön und reizend ist dieser Garten. Der Fromme kann Betrachtungen anstellen, beten und singen — kein profanes Geräusch stört den heiligen Frieden der Natur — das ist ein wahrer Tempel Gottes! Sieh' nur die Früchte, die herrlichen Früchte! Man hat Stangen unter die schwerbeladenen Zweige stellen müssen — dort die Aepfel, dort die Birnen — wie groß ist doch die Güte des Herrn, der so etwas den Sterblichen verleiht!"

„Und die Gottlosen sollen diesen reichen Segen genießen? Mama, erkennen Sie die Fügung Gottes nicht? Andreas ist gestorben, daß Sie ernten sollen. In der Stadt und Umgebung haben wir wenig Früchte — dieser Garten allein ist ausgezeichnet — früher hat er wenig Ertrag geliefert —"

„Es bleibt dabei, ich trete die Erbschaft an! Wir sind ja Werkzeuge in der Hand Gottes. Wenn er nicht gewollt hätte, daß ich erbe, würde Andreas ein Testament hinterlassen haben."

„Der Name Gottes sei gepriesen!"

Frau Cölestine war so begierig, das neue Besitzthum genau kennen zu lernen, daß sie bis zu der äußersten Grenze desselben voranschritt. Die Erbin mußte ihr folgen.

Und dies war ohne Zweifel auch eine Fügung Gottes,

denn es ward zwei guten Menschen dadurch Gelegenheit geboten, sich auszusprechen.

Der Richter und Else hatten sich entfernt. Albert und Louise befanden sich allein in dem Stübchen.

Der junge Mann bekämpfte seinen Schmerz und sagte resignirt:

„Nun stehe ich allein in der Welt!“

„Allein?“ fragte Louise, die ihre Thränen trocknete.

„Die Schwester meines Pflegevaters darf ich nicht als Verwandte betrachten; sie weist jede Annäherung von meiner Seite entschieden zurück.“

„Bin ich Ihnen nichts?“ fragte Louise ernst. „Albert, haben Sie unser Gespräch von diesem Morgen vergessen?“

„Louise!“

„Oder glauben Sie, ich stelle Ihnen leichtsinnig Aussichten, die nie in Erfüllung gehen?“

„Louise! Louise!“

„Ich habe mit meinem Herzen und mit meinem Verstande berathen — in der Stille des Sommermorgens, während ich durch den blühenden Garten ging. Sind Sie auch der Sohn eines armen Arbeiters, ich stelle Sie doch auf gleiche Stufe mit dem Sohne des reichsten Mannes. — Was Sie sind und noch werden, sind und werden Sie durch sich selbst.“

„Ich kenne meine Eltern nicht, Louise!“

„Habe ich nach Ihren Eltern gefragt?“

„Man nennt mich den Findling des Vater Brand — der reiche Zimmermeister Gerold wird seiner einzigen Tochter nicht gestatten —“

„Albert, mein Vater liebt seine einzige Tochter, ich weiß es, ich habe Beweise davon; wenn ich ihm sage, wie er mein Glück gründen kann, und ich werde es ihm bald sagen, so wird er mich nicht hartherzig von sich stoßen. Die Zeit der Vorurtheile ist längst vorüber — man schätzt den Mann nach seinen Eigenschaften und Fähigkeiten. Lassen Sie mich doch nicht so viel sprechen und beweisen —"

„Aber Ihre Mutter, Louise, die Freundin der Frau Wiprecht — ich säe den Samen des Unfriedens in Ihre Familie, bereite Ihnen Kummer, Ihnen, die ich so glücklich sehen möchte!"

Sie ergriff sanft seine Hand.

„Die Vorstellungen, die Sie mir machen, beweisen, daß Sie der sind, für den ich Sie halte, ein braver Charakter. Aber halten Sie mich nun auch nicht für ein Kind, das sinnlos in den Tag hineinlebt und handelt. Ich habe wohl noch manches Vorurtheil zu bekämpfen, aber ich bekämpfe es mit der Ausdauer, die mir die Liebe verleiht."

„Ach, Louise, ach, Louise!" rief hingerissen der junge Mann. „Wie wohl thut meinem Herzen Ihre Theilnahme, Ihre Zuneigung! An der Leiche meines guten Vaters schwöre ich, daß ich mein ganzes Leben Ihnen weihe."

„Und ich bleibe Ihnen treu ergeben, wie auch die Umstände sich gestalten mögen. Das schwöre ich an der Leiche des treuen Arbeiters."

Beide sanken unwillkürlich neben dem Bette nieder.

Ihre Hände drückten sich innig, ihre Augen sahen sich empfindungsvoll an. Und die Mittagssonne, die durch das rebenumrankte Fenster fiel, wob einen goldenen Schein um

die Liebenden, schuf eine Glorie über dem Haupte des Todten. Der warme Mittagswind rauschte geheimnißvoll in den großen Weinblättern, als spräche Gottes Odem das Amen diesem Schwure, den zwei reine Herzen geleistet.

Still erhoben sie sich wieder.

„Albert, die Kluft ist nun geschwunden, die Du zu erblicken wähntest; wir stehen uns nicht mehr so fern — in diesem heiligen Augenblicke, an diesem heiligen Ort haben wir uns Treue gelobt — noch lieben wir uns heimlich, aber die Zeit wird bald kommen, daß wir unser Glück der Welt verkünden können.“

„Den Vater habe ich verloren —“

„Die Geliebte, die Braut ist Dir heute fest und unverbrüchlich geworden.“

„Du bist die Braut eines Armen, Louise!“

„Laß das, Albert, Geld und Gut schwinden oft über Nacht; aber Liebe und Treue dauern über alle Verhältnisse hinaus. Es sind dies Güter, die uns die Menschen nicht rauben können.“

Sie reichte ihm die Hand und suchte die Mutter auf, die ihr im Hauptwege des Gartens entgegenkam. Als die drei Frauen nach der Stadt zurückfuhren, starrte Albert mit wehmüthigen Blicken dem Wagen nach, bis eine Weidengruppe ihn verdeckte.

Drittes Capitel.

Ein reicher Mann.

Auf dem großen Zimmerplatze des Meisters Gerold hatte seit einer Stunde die Arbeit begonnen. Es war sieben Uhr Morgens.

Ein großer Schornstein spie schwarzen Rauch aus; die Dampfmaschine, die das große Sägewerk trieb, befand sich schon in voller Thätigkeit.

Mehr als hundert Aexte und Beile blitzten in der heitern Morgensonne.

Die Zimmerleute hatten mit frischer Kraft das Tagewerk angefangen. Wagen, mit Balken geladen, fuhren nach den verschiedenen Baustellen ab.

Dort wurden rohe Bäume abgeladen und zu regelrechten Haufen geschlichtet. Hier stapelte man Bretter, die aus dem Sägewerke gebracht wurden, in dreieckigen Pyramiden auf. —

Albert befand sich diesen Morgen nicht unter den Arbeitern; er war bei der Richtung eines Hauses in der äußersten Vorstadt beschäftigt.

Ueber den Platz schritt ein Mann, der große Eile zu haben schien; er hörte nicht auf die Arbeiter, die ihm laut witzige und ironische Bemerkungen nachriefen.

„He, Fritz, immer noch keine Arbeit?“ fragte ein lustiger Gesell, der die Axt einige Augenblicke ruhen ließ.

Und Fritz, der Eilige, machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

„Fritz Blei!“ rief ein Anderer, „Du suchst wohl Silber? Das ist ohne Arbeit nicht zu finden.“

Blei ging weiter.

„Dieser Faulpelz!“ sagte der Arbeiter zu seinem Nebengesellen. „Ueber ein Jahr lungert er in der Stadt herum, und doch ist er anständig gekleidet und lebt gut!“

„Der Mensch ist mir ein Räthsel!“ meinte der Andere. „Die Meister nehmen ihn gern, weil er tüchtig arbeiten kann. —“

„Ja, er kann, aber er will nicht arbeiten. Das ist so klar wie die Sonne. —“

„Wovon lebt er denn?“

„Das mag Gott wissen.“

„Er muß wohl geerbt haben.“

„Geerbt?“

„Oder er hat einen Treffer in der Lotterie gehabt.“

„Dann müßte die Glücksgöttin soviel Prügel bekommen, daß sie sich ein halbes Jahr lang nicht bewegen könnte. Die-

sem liederlichen Kerl Geld zuwenden — nein, das wäre doch unerhört."

„Er geht nach dem Bureau — wahrhaftig! Vielleicht sucht er Arbeit. Sieh' nur, wie keck er eintritt!"

„Ich möchte wohl wissen, was Fritz von dem Meister will und wie dieser ihn empfängt."

„Ja, wahrhaftig, Meister Gerold ist heute Morgens bitterböser Laune, ich möchte nichts mit ihm zu schaffen haben. In der Sägemühle hat er schon einen Lärm gemacht, daß man es über den ganzen Zimmerplatz gehört."

Die Gesellen griffen zu den Aexten und arbeiteten fort. —

Wir begleiten Fritz Blei, der die Thür eines aus rothen Ziegelsteinen erbauten Häuschens öffnete und in ein Bureau trat, in dem zwei Männer an Schreibpulten arbeiteten.

Der erste, der Buchhalter, war ein bereits ergrauter Mann; der Andere, der Schreiber, zählte kaum zwanzig Jahre.

„Guten Morgen, Herr Buchhalter!"

Der Angeredete sah auf.

„Sie, Blei?"

„Ja, ich, Herr!"

„Was wollen Sie denn?"

„Ich will den Meister sprechen."

„Herr Gerold hat gesagt, daß er diesen Morgen nicht gestört sein wolle; wir sollen Jeden, der kommt, auf diesen Nachmittag wieder bestellen. Nach drei Uhr also —"

„Dieser Befehl geht mich nicht an," sagte Blei trocken,

indem er dem Pulte näher trat. „Ich muß den Meister sogleich sprechen.“

„Suchen Sie Arbeit?“

„Nein!“ antwortete lächelnd der Mann mit dem bläulich rothen, vollen Gesichte, indem er die aufgesprungenen dicken Lippen zu einem mitleidigen Lächeln verzog. „Die Hitze ist doch ein wenig zu stark. Ich muß den Meister in Privatangelegenheiten sprechen, und wenn er bis über die Ohren in Geschäften sitzt. Sagen Sie ihm nur, daß ich da sei, und er wird mich schon vorlassen. Weiter ist nichts nöthig. Bitte — haben Sie aber Furcht vor Ihrem Brodherrn, so werde ich mich selbst anmelden.“

Der Buchhalter legte seine Feder nieder und trat hinter dem Pulte hervor.

„Blei, seien Sie vernünftig und kommen Sie diesen Nachmittag wieder. Ich rathe Ihnen dazu in Ihrem eigenen Interesse — Herr Gerold ist so übel gelaunt —“

„Was kümmert mich die Laune des Herrn Gerold!“ rief der Zimmergeselle, dessen Athem verrieth, daß er Früh schon das Wirthshaus besucht hatte. „Gehen Sie, Herr Buchhalter, und sagen Sie einfach, Fritz Blei ist da. Dann bringen Sie mir Antwort. Wollen Sie das nicht, so gehe ich selbst. Ich kann den weiten Weg nicht zum zweiten Male machen.“

Nach diesen Worten ließ er sich auf dem nächsten Stuhle nieder, legte den grauen Hut auf die Kniee und sah gleichgültig durch das Fenster.

Der Buchhalter wußte nicht, was er beginnen sollte.

In diesem Augenblicke ward die Thür eines Kabinets

geöffnet, das sich neben dem Komptoir befand. Meister Gerold erschien und reichte dem Buchhalter ein Papier.

„Guten Morgen!“ sagte Blei, ohne sich zu regen.

Der Zimmermeister konnte die Bestürzung nicht verbergen, die sich seiner beim Erblicken des alten Gesellen bemächtigte.

„Ah, Fritz!“ murmelte er. „Die Geschäfte erdrücken mich heute, habe kaum so viel Zeit —“

„Mein Anliegen ist in fünf Minuten angebracht; wäre es nicht so wichtig — ich würde gehen —“

Meister Gerold ertheilte flüchtig dem Buchhalter einige Anweisungen, dann zog er sich in das Kabinet zurück.

Fritz Blei folgte ihm und schloß die Thür.

„Gut,“ murmelte der Buchhalter, „daß es so gekommen ist; ich habe nun keine Verantwortung mehr.“

Er wunderte sich im Stillen, daß der Meister nicht aufgefahren war.

Der Meister blieb auch in seinem Kabinette ruhig, als der Geselle halb leise sagte:

„Brand ist todt!“

„Ich weiß es!“ war die Antwort.

Meister Gerold ging einige Augenblicke auf und ab.

Er war ein starker, breitschultriger Mann von sechsundvierzig Jahren.

Sein gebräuntes, volles Gesicht, obwohl nicht häßlich, machte auf den einen unangenehmen Eindruck, der es zum ersten Male erblickte. Es sprachen sich Härte und eiserne Festigkeit darin aus Ein schwarzer Bart, struppig und kurz, umgab wie ein Kranz das runde Gesicht.

Die breite, aufgestülpte Nase und die aufgeworfenen Lippen verliehen ihm ein negerartiges Aussehen.

An der Stirn, die durch eine glänzende Glatze vergrößert ward, zogen sich die Brauen wie schwarze stachlichte Raupen hin.

Der Theil des Gesichts, der nicht von dem Barte bedeckt ward, war glatt rasirt und schimmerte dunkelblau. Unter den großen Augen, die wie Kohlen glühten, lagen bläuliche Säckchen, die das Unangenehme des Ausdrucks vermehrten.

Waren seine Kleider auch von den feinsten Stoffen gefertigt, so verriethen sie doch wenig Geschmack.

Er trug einen blauen Frack mit Goldknöpfen, schwarzgraue Pantalons und eine gelbe Piketweste.

Das schwarze Seidentuch, in eine lange Schleife gebunden, lag nachlässig um den fetten Hals.

Als Pretiosen trug er eine schwere Uhrkette von Gold, eine Diamantnadel auf dem weißen Busenstreifen und werthvolle Ringe an den starken Fingern.

Dieser Mann war der Vater der reizenden Louise.

Fritz Blei, eine herkulische Gestalt in abgetragenen, bürgerlichen Kleidern, stand ungefähr in dem Alter des Meisters. Die Farbe seines geschwollenen Gesichts sowohl als die heisere Stimme bekundeten deutlich, daß er dem Trunke ergeben.

Die Messingringe in den Ohren trug er der stets entzündeten Augen wegen und dieses Augenleiden gab er als Grund dafür an, daß er nicht arbeite.

„Konrad," begann er nach einer Pause, „nun ist es so weit."

Der Meister blieb stehen, legte die Hände auf den Rücken und fragte:

„Wie weit?"

„Daß Du mir mein Geld zahlst."

„Herr, ich habe noch kein Geld."

„Eine Redensart, die ich schon oft gehört."

„Es ist keine Redensart."

„Dein Geschäft blüht, beschäftigst mehr als hundert Arbeiter, bauest Dir ein Haus nach dem andern —"

„Mit Schulden!" warf der Meister, immer noch ruhig, hin.

„Für mich wird wohl Rath zu schaffen sein."

„Hier sind zehn Thaler!"

Herr Gerold griff nach dem Schlüssel seiner Kasse.

„Laß das!" rief Blei.

„Du brauchst doch Geld —"

„Ich nehme kein Almosen mehr an."

„Almosen?"

„Dafür muß ich die Lumpereien halten, die Du mir zugeworfen hast wie Stücke Brod dem lästigen Hunde, der Dich anbellt und zu beißen droht. Ich brauche nicht zu betteln, wahrhaftig nicht!"

Gerold hatte ein kleines Buch aus seinem Pulte geholt.

„Fritz," sagte er, immer noch ruhig, „weißt Du, wie viel Du von mir in einem Jahre empfangen hast?"

„Ich führe kein Buch, nein!"

„Fünfhundert Thaler bar."

„Das ist wohl möglich; aber ich habe eben so viele Tausende zu fordern, und ohne diese ziehe ich nicht ab. — Brand ist todt — ich habe meine Schuldigkeit gethan, nun thue Du die Deinige. Weigerst Du Dich, so —"

Das Auge des Meisters flammte auf, seine dicken Lippen zuckten.

„So?" wiederholte er mit bebender Stimme.

„Muß ich Dich zwingen, Dein Versprechen zu halten. Ich thue es ungern, denn wir sind aus einem Dorfe, sind Nachbarkinder, haben zusammen gespielt und die Schule besucht, sind später Lehrjungen und Nebengesellen gewesen, sind zusammen hier eingewandert — Du hast Glück gehabt, bist Meister und der Mann einer reichen Frau geworden, ich bin ein armer Geselle geblieben. Du solltest Dich schämen, daß Du so an mir handelst. Zehn Thaler bietest Du mir heute? Pfui, Konrad! Je mehr Geld Du in Deinem Schranke hast, je weniger willst Du ausgeben. Als Du noch arm warst, zeigtest Du Dich ganz anders. Man kennt das, es ist nun einmal so in der Welt. Der stolze, großartige Meister würde mich wahrhaftig nicht angesehen haben, wenn er mich nicht gebraucht hätte. Gieb Deinem Herzen einen Stoß, Konrad, rücke fünftausend Thaler heraus und die Geschichte ist abgemacht. Dann kennen wir uns nicht mehr, und ein Jeder von uns wandert seine Straße. Ich denke, das ist ein Vorschlag zur Güte, der sich nicht verwerfen läßt."

Gerold hatte sein Geheimbuch verschlossen.

„Fritz," begann er, „laß doch hören, was Du zu thun gedenkst, wenn ich nicht zahle."

„Ich gehe zu Albert Brand und sage ihm: Albert, Meister Gerold hat mir fünftausend Thaler versprochen, wenn ich Deinen Vater auf eine glimpfliche Weise aus der Welt schaffe. Andreas Brand war von jeher mein Feind, er hat mich mehr als einmal aus der Arbeit gebracht — aber gemordet hätte ich ihn aus purer Feindschaft doch nicht. Freilich, wenn man fünftausend Thaler mit einem einzigen Griffe verdienen kann — na, ich habe bei dem Richten eines Hauses dafür gesorgt, daß Andreas einen tüchtigen Stoß auf die Brust erhielt — der Gestoßene stürzte nicht hinab, aber sein Brustkasten war so hin, daß Andreas Brand nun gestorben ist. Der Geselle, der dem Meister zu viel war auf der Erde, arbeitet nun nicht mehr; aber ich habe kein Geld bekommen. Gehe hin, Albert, und zeige den Mörder Deines Pflegevaters an. Albert wird seine Schuldigkeit schon thun, denn der arme Junge ist so betrübt, daß ihm bei der Arbeit die Thränen über die Backen laufen. Das ist meine Absicht, Meister, und der Teufel soll mich holen, wenn ich sie nicht ausführe."

Der Meister lächelte; seine großen weißen Zähne schimmerten durch die bräunlichen Lippen.

„Und wenn ich nun angebe, daß Du lügst?" fragte er ruhig.

„Bah, man wird mir schon glauben!"

„Gut, man wird Dir glauben; aber man wird Dich auch vor das Gericht schleppen und als bezahlten Mörder bestrafen. Hast Du, Narr, daran gedacht? Begreifst Du nicht, daß Du Dich selbst anklagst, wenn Du mich anklagst? Wie Du die Augen aufreißt und mich anstarrst — So wird

es enden. Du wähnst mich zu verderben und stürzest Dich selbst in Unglück. O, ich kann es darauf ankommen lassen. Mein Wort gilt mehr als das Deinige. Was hatte ich für einen Grund, den Andreas aus der Welt zu schaffen? Du aber bist sein Feind gewesen, Du hast ihn stets mit Haß verfolgt! Seht, werden die Leute sagen, der Blei ärgert sich über den Meister Gerold, und nun macht er seinem Aerger durch eine solche schändliche Anklage Luft. Denke nur nach, Mensch, denke nach! Oder hast Du Dich schon um den Verstand getrunken, daß Du diese einfache Sache nicht fassen kannst?“

Fritz Blei zitterte am ganzen Körper. Er legte seine breite, schwielige Hand auf die Achsel des Meisters.

„Gut,“ stammelte er heiser und bebend, „gut, daß Du mich an eine Sache erinnerst, die ich vergessen habe. Wenn ich Dich anzeige, so wird das Gericht mich fassen; aber ich reiße aus in die weite Welt, nach Amerika oder Australien, von dort kann ich schreiben — aber muß ich untergehen, Du prächtiger Kerl, so gehst Du mit mir unter! Ich bin der Mann, der das Leben auf das Spiel setzt, um seinen Feind zu verderben. Sorge dafür, daß ich Dich nicht für meinen Feind halten muß. Ich hätte nicht daran gedacht, den armen Brand zu stoßen — Du, elender Wicht, hast mich zum Mörder gemacht. Als ich gestern den Tod Brand's erfuhr, ging es mir eiskalt durch die Adern. So lange er lebte, habe ich mich getröstet, jetzt muß ich mich betäuben — ich brauche Geld, Geld, denn Spiritus bekommt man nicht umsonst. — Konrad, ich warne Dich, treibe mich nicht zum Aeußersten.“

Und Fritz Blei schüttelte den Meister, daß dieser zurücktaumelte.

„Wahnsinniger!“

„Nenne mich, wie Du willst, aber gib mir Geld. Ich kann, ich mag nicht mehr arbeiten —“

Meister Gerold beobachtete einige Augenblicke den Gesellen, der Gewissensbisse zu empfinden vorgab. Er konnte es nicht glauben, daß diese rohe Natur, die vor keinem Frevel zurückbebte, sich bekehrt haben sollte.

„Höre, Fritz, wir müssen uns verständigen, und darum will ich offen gegen Dich sein. Meine Lage ist nicht so günstig als die Leute glauben, ich habe gerade jetzt mit großen Sorgen zu kämpfen. Könnte ich über fünftausend Thaler verfügen, ich würde sie Dir schon deßhalb geben, weil Du ein Jugendfreund bist. Aber das Geld ist so knapp, daß ich Dich bitten muß, heute mit hundert Thalern zufrieden zu sein.“

„Nun ja!“

„Wie lange kommst Du mit dieser Summe aus?“

„Ja, wie lange!“

„Einen Monat?“

„Das werde ich wohl.“

„Hole Dir so lange jeden Monat hundert Thaler, bis die ganze Summe abgezahlt ist. Aber hüte Dich, daß Du nicht Dinge schwatzest, die Du nicht verantworten kannst. Du stürzest Dich in's Unglück und mir bereitest Du Weitläufigkeiten. Sei ein Mann, Fritz — Du hast sicher den alten Mann nicht mit Fleiß gestoßen — besinne Dich nur — beim Aufwinden langer Balken läßt sich ein Stoß nicht vermeiden — hier hast Du hundert Thaler; geh' und führe ein lustiges Leben.“

Gerold zählte die Summe in Banknoten auf, die er aus einem eisernen Geldschranke genommen hatte. Blei verschlang das bunte Papier mit gierigen Blicken.

„Zähle nach!“ sagte der Meister.

„Ist nicht nöthig.“

Fritz drückte das Geld zusammen und schob es in die Brusttasche seines Rockes; dann setzte er den Hut keck auf den Kopf. Ein anderer Geist schien den Mann zu beseelen, seit er das Geld berührt hatte.

„Du bist ein Narr!“ sagte er grinsend. „Kannst mich um den Finger wickeln, wenn Du willst — so ein guter Kerl bin ich. Aber reizen mußt Du mich nicht, sonst ist's aus mit uns. Nun will ich Schulden bezahlen und der Abwechslung halber Wein trinken. Adieu, Konrad, heute über vier Wochen sehen wir uns wieder.“

Er wollte das Kabinet verlassen.

„Halt, Fritz!“

„Was willst Du noch?“

„Du besuchst mich nicht wieder in dem Bureau.“

„Wohin soll ich kommen?“

„In meine Wohnung. Die Leute brauchen nicht zu wissen, daß wir in Verbindung stehen.“

„Mir recht.“

„Denke an das, was ich Dir gesagt habe — die geringste Unvorsichtigkeit bringt Dich für das ganze Leben in's Zuchthaus, wenn nicht gar an den Galgen.“

„Werde mich in Acht nehmen; aber sorge für Geld, Konrad, mit mir ist nicht zu spaßen. Auf Wiedersehen!“

Fritz Blei war verschwunden. Zwei Minuten später sah ihn der Meister, der am Fenster stand, zwischen den Balkenlagen des Zimmerplatzes davoneilen.

„Ein gefährlicher Mensch!“ murmelte Gerold. „Um so gefährlicher, wenn er sich nicht verstellt, wenn der Todt Brand's ihm wirklich Furcht eingejagt hat. Der Trunkenbold will sich betäuben! Immerhin, noch fürchte ich Nichts! Blei wird einsehen, daß ein Verrath ihm selbst mehr schadet als mir. Die alte Wiprecht ist nun sichergestellt, das Vermögen bleibt ihr. Geduld, Geduld, mit Jenem, der mir droht, werde ich auch fertig werden. Scheitert der Plan, den ich so künstlich angelegt, so bin ich verloren. Ich habe zu viel gewagt, habe zu große Bauten unternommen. O, wie würden meine Neider und Feinde jubeln, wenn Gerold, den sie für reich halten, seine Insolvenz anzeigte! Ich schieße mir eine Kugel durch den Kopf, ehe ich es bis dahin kommen lasse.“

Er nahm einige Bücher zur Hand, ergriff die Feder und begann zu rechnen. So verfloß eine Stunde. Des Meisters Gesicht war sehr ernst geworden! das Resultat seiner Forschungen mochte wohl noch trauriger sein, als er geglaubt hatte. Nachdem er die Bücher in dem eisernen Kassaschranke verschlossen, nahm er Hut und Stock und verließ das Kabinet. In dem Bureau hatte er noch eine kurze Unterredung mit dem Buchhalter. Die kleine Uhr auf dem Schreibtische schlug Neun. Der Meister verließ das Bureau, ohne zu grüßen. Vor dem Hause stand ein leichter, eleganter Wagen, der mit einem schönen Schimmel bespannt war. Herr Gerold warf sich in den weichen Sitz, der Wagen rollte kaum hörbar davon. Der in blaue Livree gekleidete Kutscher hatte bereits

Instruktionen erhalten; er brachte seinen Herrn nach den verschiedenen Bauplätzen in der Stadt.

Wir begleiten den Meister nach einem Baue, der in der Vorstadt ausgeführt wurde. Man errichtete ein großes Fabriksgebäude. Die Zimmerleute waren beschäftigt, die Balken zu dem Dache emporzuwinden. Oben, in schwindelnder Höhe, stand Albert, der als Polier das Fügen des hergerichteten Gebälks leitete. An seinem gelben Strohhute, der das Gesicht vor dem sengenden Strahle der Sonne schützte, flatterte ein schwarzes Band. Man unterschied ihn an der bessern Kleidung von den übrigen Arbeitern.

Meister Gerold, der ausgestiegen, hatte der regen Thätigkeit eine Zeit lang zugesehen. Dann gab er einem Gesellen Auftrag, den Polier zu rufen. Bald darauf trat Albert aus dem Innern des Hauses; er zog respektvoll den Hut und näherte sich dem Meister, der zunächst einige geschäftliche Fragen an den jungen Mann richtete. Dann änderte er plötzlich die Unterredung.

„Man sagte mir, Ihr Vater sei gestorben?"

Mit bebender Stimme antwortete Albert:

„Ja, Herr Gerold."

„Wann?"

„Vorgestern Mittag."

Schwere Thränen rannen über die braunen Wangen des Poliers.

„Wann wird das Begräbniß stattfinden?"

„Morgen Abend sechs Uhr. Ich wollte Herrn Gerold bitten, mich morgen Nachmittag von der Arbeit frei zu lassen —"

Der Schmerz hinderte ihn, weiter zu sprechen.

„Sie werden morgen nur bis Mittag arbeiten. Zugleich sagen Sie allen Leuten, die hier beschäftigt sind, daß sie mit zu Grabe gehen. Es sei dies mein Wille —"

„Herr Gerold!" rief überwältigt der junge Mann.

„Auch die Arbeiter des Zimmerplatzes werden sich anschließen. Ich gebe Allen von drei Uhr an frei."

Der Meister winkte mit der Hand, bestieg seinen Wagen und fuhr weiter. Der arme Albert mußte sich a f einem Steinhaufen niederlassen, um die schmerzliche Wehmuth zu bekämpfen, die sich seiner bemächtigte. Das hatte er von dem strengen, theilnahmlosen Meister nicht erwartet, zumal da der Verstorbene schon seit einem Jahre nicht gearbeitet. Sollte Louise den Vater zu diesem hochherzigen Entschluße bestimmt haben? Ja, nur in ihr konnte der schöne Gedanke aufgekeimt sein, den todten Arbeiter auf diese Weise zu ehren.

„Mein Gott, mein Gott, dachte der junge Mann, wäre ich doch nicht so arm! Louise ist ein gutes, treues Mädchen, sie hat den besten Willen; aber wird sie sich nicht endlich der Strenge des Vaters fügen müssen? Die Blicke dieses Mannes durchbohren mich und machen mich zittern — von ihm allein hängt mein Glück ab! Seine kalte Herablassung ist mir eben so fürchterlich als sein stolzes Auffahren."

Er mußte sich rasch fassen, da vorübergehende Arbeiter ihn beobachteten. Traurig stieg er die Leiter hinan zu seinen Kameraden, die ihn erwarteten. Als er ihnen den Beschluß des Meisters mittheilte, drückten sie laut ihre Zufriedenheit aus. Einige meinten, sie wären dennoch mit zu Grabe gegangen, auch wenn Gerold die Erlaubniß dazu nicht ertheilt

hätte. Man verabredete kurz die Vorbereitungen und setzte dann die mühevolle und gefährliche Arbeit fort. Heute ertönte kein Gesang, kein scherzhaftes Wort ließ sich hören — die munteren Burschen, die sonst durch Späße das sauere Tagewerk würzten, ehrten den Schmerz ihres beliebten Kameraden. Der Mittag kam. Die müden Gesellen verzehrten das mitgebrachte kärgliche Mahl und lagerten sich dann im Schatten des Hauses, um ein Stündchen zu ruhen. Der harte Stein, die trockene Erde war ihnen ein weicher Pfühl. Ein fester Schlaf nahm sie gefangen, bis mit dem Schlage ein Uhr Albert zur Arbeit rief. Ob auch der reiche Meister Gerold in seinem weich gepolsterten Divan so ruhig geschlafen hat? Wir werden ihn in seiner Wohnung aufsuchen.

Viertes Capitel.

Spekulationen.

Um dieselbe Zeit, als die Gesellen die Arbeit wieder begannen, ging der Meister zu Tische. Frau Meta Wiprecht war zu Gaste geladen, was oft zu geschehen pflegte, und dann verbrachte sie den ganzen Tag in dem Hause der Freundin. Sie hatte ja keine Menschenseele, so sagte sie, die ihr so treu anhing, als Cölestine, die streng religiöse Frau. Und die streng religiöse Frau behauptete, jeder Andere, der sich der alten Dame nahe, meine es nicht ehrlich, werde nur von Eigennutz getrieben und schmeichle, um zu erben.

Cölestine sprach auch von dem Gelde als von einem Teufel, der die Seelen der Menschen gefangen nähme und von dem Göttlichen abziehe; das Geld habe der Herr auf die Erde geworfen als einen Prüfstein für die Guten, die sich dadurch bewährten, daß sie es verachteten. Frau Cölestine zitirte auch oft den Bibelvers: „der Geiz ist die Wurzel

alles Uebels," und sie selbst war so geizig, daß die Domestiken ihre Verwunderung laut darüber aussprachen. Wie es mit der christlichen Demuth dieser Dame stand, deren sie eben so oft erwähnte als des Geldes, werden wir bald erfahren.

Das Mittagessen war vorüber. Der Meister hatte mit mit einem wahrhaft thierischen Appetite gespeist, was die Meisterin veranlaßte, wenig zu essen. Sie wollte das Gleichgewicht herstellen. Auch hatte sie heute ein halbes Fläschchen Wein auf den Tisch gebracht, natürlich nur für die Mama, deren Kraft und Gesundheit zu erhalten sie sich anlegen sein ließ.

„Du bist ein Engel!" hatte Frau Wiprecht lächelnd gesagt, als sie das Glas an die schmalen, farblosen Lippen gesetzt, „Du bist ein Engel, der himmlische Belohnung verdient. Ich segne Deine treue Fürsorge."

Dann hatte Cölestine die Augen gesenkt und, indem sie die Hände gefaltet, leise geantwortet:

„Wenn der Herr in seiner unerschöpflichen Güte und Langmuth mich für würdig hält, dereinst sein himmlisches Reich zu betreten, so ist jeder meiner Wünsche erfüllt. Ich thue das Gute, des Guten wegen. Bleibt mein Können hinter dem Wollen zurück, so möge es der himmlische Vater mir verzeihen. Ich wünsche allerseits gesegnete Mahlzeit!"

Louise schüttelte im Stillen das reizende Köpfchen, seufzte und rief die Magd, daß sie den Tisch räume. Der Meister gab seiner Gattin einen Wink, küßte der Mama die Hand und zog sich in sein Zimmer zurück, dessen beide Fenster nach dem Hofe hinausgingen.

„Louise!“ rief nun die Mutter. „Spiele auf dem Pianino, daß die Mama einschläft — nicht wahr Sie nicken doch ein wenig?“

„Zehn Minuten, meine Beste; das Alter hat Gewohnheiten, die es nicht ablegen kann.“

„Sie sind hier zu Hause, Mama. Später machen wir einen Spaziergang und trinken den Kaffee im Freien. Der Tag ist köstlich, so ganz von Gott geschaffen zur Freude der Menschen.“

Sie küßte die Alte und ging.

Frau Wiprecht saß auf dem Sopha, Louise am Pianino; sie spielte leise ein Lied ohne Worte von Mendelssohn und, man muß es ihr nachrühmen, sie spielte vortrefflich. Es sprach sich eine Innigkeit und Zartheit in ihrem Vortrage aus, die Zeugniß von ihrem tiefen Gemüthe ablegte. Und Louise liebte ja auch mit der ersten Gluth der Jugend, die Mama schlief lange schon; aber das junge Mädchen spielte immer noch die herrlichen Melodien Mendelssohn's.

Cölestine trat in das Zimmer des Gatten, der ruhig auf einem bequemen Divan saß.

„Willst Du nicht schlafen, Konrad?“

„Nein! Ich muß mit Dir sprechen. Schließe das Fenster.“

Cölestine schloß das Fenster und sah den ernsten Mann mit einer Mischung von Furcht und Neugierde an. Sie wußte schon, daß ihn schwere Sorgen drückten, wenn er sie zu einer Unterredung aufforderte.

„Unsere Sachen stehen schlecht, Cölestine.“

„Wie? Was meinst Du?“

„Die Häuser sind im Werthe gesunken.“

„Sie werden wieder steigen.“

„Wenn es zu spät ist. Ich brauche Geld, viel Geld; muß ich jetzt verkaufen, so verliere ich ein anderes Kapital. Ich habe zu viel und zu große Bauten unternommen. Der Grund und Boden ist theuer bezahlt, das Material bin ich noch schuldig — die Lieferanten drängen, es gehen Wechsel von hohem Betrage ein — die Arbeitslöhne müssen pünktlich gezahlt werden, und in der Kasse ist wenig Geld, Dein ganzes Vermögen steckt in den Unternehmungen, die alle eingeschlagen wären, wenn die Politik mir nicht einen Strich durch die Rechnung gemacht hätte. Die Furcht vor Krieg schreckt die Kapitalisten zurück; sie leihen nicht aus und schließen die Kästen. Wer die Krisis aushalten und benutzen kann, ist ein gemachter Mann; ich kann es nicht! Die Käufer, die sich zu den beiden großen Häusern gefunden, sind zurückgetreten, sie wollen den Verlauf der politischen Ereignisse abwarten. Und eben die Furcht vor Krieg treibt die Spekulanten zur Einziehung ihrer Gelder. So ist mir eine Hypothek von zwanzigtausend Thalern gekündigt. Wäre der Verkauf zu Stande gekommen, so hätte ich Mittel gehabt — mit einem Worte, meine Lage ist schlecht.“

Cölestine kniff die Lippen zusammen und starrte den Verkündiger dieser traurigen Botschaft an.

„Ich muß es Dir sagen,“ murmelte düster Herr Gerold, „denn nur mit Dir kann ich mich berathen. Die Leute halten mich für reich, beneiden mich; ach, wüßten sie, daß die Sorgen mich fast erdrücken!“

„Konrad, nimm es mir nicht übel —“

„Was?“ fuhr Konrad auf.

„Du allein trägst die Schuld; Du hättest nicht über Deine Kräfte gehen sollen. Als ich Dir mein Vermögen zur Verfügung gestellt, glaubte ich nicht —“

„Frau, Du sprichst wie Du es verstehst!“

„Natürlich, aber mein Verstand sieht in den meisten Fällen richtig. Die letzten zehntausend Thaler gebe ich nicht her, sie sind gut angelegt und mögen bleiben, wo sie sind. Sprich kein Wort, es wird vergebens sein — Louisens Aussteuer wird nicht in zweifelhafte Unternehmungen gesteckt. Also bis dahin ist es gekommen! Konrad, nimm es mir nicht übel — Du bist ein gewissenloser Mann!“

„Frau, reize mich nicht! Wir wollen berathen, nicht zanken! Das Kapital mag Louisen bleiben; aber die alte Wipprecht soll herausrücken. Das Weib besitzt gegen hunderttausend Thaler in barem Gelde — wir haben sie gehegt und gepflegt, haben mit ihr gebetet —“

„Konrad, Konrad! bist Du von Sinnen?“ zischte Cölestine wie eine Schlange. „Willst Du mir das Werk, das ich so künstlich angelegt, zerstören? Die Mama darf von unseren Verhältnissen keine Ahnung erhalten. Sie wird nächstens freiwillig ihr Testament machen; wollten wir sie drängen, so müßte sie den Einflüsterungen der Leute glauben — wir haben Feinde!“

„Höre mich an, Frau, und was ich Dir sagen werde, ist mein fester Entschluß. Wir haben viel gethan, um uns in der Gunst der Alten festzusetzen. Wir haben sogar — einen Erben beseitigt! Morgen wird Brand begraben!“ fügte der Meister dumpf hinzu.

Cölestine lächelte; ihr welkes Gesicht glich einer Fratze.

„Es fällt kein Sperlings ohne des Herrn Willen vom Dache!“ flüsterte sie. „Brand hat sterben müssen, damit wir erben. Und haben wir nicht die gegründetsten Ansprüche auf das Vermögen? Wie ist es in die Hände Wipredht's gekommen? Wir wissen es! Und Brand war ein schlechter Mann, ein herzloser Bruder. Ohne uns hätte er die eigene Schwester, den eigenen Schwager angeklagt, und dann wäre das Vermögen verloren gewesen. Noch kurz vor seinem Tode hat er gedroht — jetzt ist er stumm, und die Mama kann über ihr Geld verfügen, natürlich zu unsern Gunsten. Nun ist mein Plan der: Louise heiratet Georg Rose, den hinterlassenen Sohn des Kaufmanns, dessen Vermögen auf Wipredht übergegangen, und wir haben ein gutes Werk gestiftet.“

„Georg Rose!“ murmelte Gerold.

„Er mag sich mit dem Vermögen, das ihm Louise zubringt, etabliren.“

„Und was beginne ich? Cölestine schaffe Rath! Gib mir nur eine Aussicht, damit ich mich einrichten kann.“

„Geduld, Geduld!“

„Mit der Geduld ist es vorbei!“

„Willst Du Alles verderben?“

„Mein Entschluß steht fest: bequemt sich die Alte nicht gutwillig, so spiele ich darauf an, daß ich den Ursprung ihres Vermögens kenne. Dann soll die Furcht helfen.“

„Konrad, Du bist ein unbeholfener Mann! Falle nicht mit der Thür ins Haus. Hat die Alte uns zu fürchten? Nein! Wie willst Du den Beweis liefern? Gehen wir nicht mit der größten Schlauheit zu Werke, so ist unser langjäh-

riges Bemühen umsonst gewesen. Ueberlaß es mir — hörst Du? Du kannst nur dadurch helfen, daß Du freundlich bist und die mißliche Lage unserer Verhältnisse zu verbergen suchst."

Sie wollte fort.

„Cölestine!"

„Was willst Du noch?"

„Du scheinst Deiner Sache sicher zu sein."

„Das bin ich. Die Mama wird keinen Andern zum Erben einsetzen — sie hat es ja schon oft genug angedeutet. Und sie kann ja auch nicht anders — wer steht ihr näher als wir? Die weitläufigen Verwandten, die noch vorhanden sind, kennt sie nicht —"

„Gut!" rief ungeduldig der Gatte.

„Frau Wiprecht gehört zu unserer Familie und ist Louisens Pathe —"

„Jetzt laß mich zu Worte kommen!"

„Mein Gott, so sprich doch!"

„Ich brauche die zehntausend Thaler, wenn ich warten soll!"

„Konrad!"

„Da Dir die Erbschaft sicher ist, kannst Du sie hergeben. Nach der Krisis bin ich wieder flott und mache gute Geschäfte. Ich möchte gerne Louisens Kapital unangetastet lassen; aber es geht nicht. Liefere mir morgen oder übermorgen die Papiere aus. Ich muß den Wechsel meines Holzhändlers einlösen."

Cölestine zuckte heftig zusammen.

„Ist es denn wirklich so weit gekommen, Mann?"

„Ja!“ war die finster ertheilte Antwort. „Ich wollte, der alte Brand lebte noch!“

Meister Gerold legte die geballte Faust an die Stirn.

„Bist Du ein Mann?“ fragte Cölestine spöttisch. „Muß ich Dir Fassung und Muth einreden? Du hast die Hand an den alten Gesellen nicht gelegt —“

„Nein; aber ich bezahle die Hand, die ihm den Todesstoß gegeben. Blei ist ein Schurke, der mich aussaugt.“

„Laß es nur darauf ankommen!“ flüsterte die fromme Frau boshaft. „Blei klagt sich selbst an, wenn er Dich anklagt. Wahrlich, Du fürchtest Dich vor den Drohungen eines schlechten Subjekts! Was nun das Kapital anbetrifft, so werde ich mir die Sache überlegen. Mensch, ich möchte Dich zerreißen, daß Du so sinnlos gewirthschaftet hast. Hätte ich das gewußt, ich wäre nie und nimmermehr Deine Frau geworden. Das ganze schöne Vermögen ist dahin! Nein, man möchte verzweifeln!“

Cölestine weinte vor Zorn.

„Es ist nicht dahin!“ murmelte Konrad. „Wie mir, geht es manchem Geschäftsmanne. Du kennst nun meinen Entschluß, richte Dich danach.“

Die Frau ballte krampfhaft die Fäuste, trat dem Manne näher und wollte sprechen; sie war keines Wortes mächtig, der Zorn lähmte ihr die Zunge. Um aber doch ihren Groll zu äußern, stampfte sie mit dem Fuße, gab Konrad einen leichten Schlag auf die Schulter und verließ weinend das Zimmer. Es war ein widerwärtiger, ekelerregender Anblick.

„Geh' nur!“ murmelte ihr der Meister nach. „Ich kenne dich, Schlange. Ist die Erbschaftsangelegenheit in Ord-

nung, werde ich Deiner Frömmelei ein Ende machen. Und sie, sie hat mir den scheußlichen Rath gegeben. — Ach, ich bin wohl nicht gebildet genug, um das Gewissen zu beschwichtigen. Es ist doch keine Kleinigkeit, einen Mord veranlaßt zu haben. Und Mord bleibt die Geschichte, ich mag sie drehen und wenden wie ich will. Blei war ein Feind Brands; aber er hätte wohl nicht daran gedacht, ihn zu vernichten, wenn ich ihn nicht dazu gereizt hätte. Was einmal geschehen, läßt sich nicht mehr ändern — so will ich denn den möglichsten Vortheil davon ziehen. Cölestine will unsere Tochter mit Georg Rose verheiraten — ich habe nichts dagegen, es ist dies ein gutes Werk — o, wie schlau die Frommen sind! Für Alles haben sie ein Mäntelchen. Mein Weib beschwindelt die Alte, um — Gutes zu thun!"

Meister Gerold dachte noch lange nach über dieses Thema; fehlte ihm auch eine feinere Bildung, so besaß er doch natürlichen Scharfsinn genug, um die Verhältnisse und Personen richtig aufzufassen. Wir fügen hinzu, daß er sein Glück mehr in großen Bauten und in dem Rufe suchte, der bedeutendste Zimmermeister der Stadt zu sein, als in dem Gewinne selbst. Stolz und aufgeblasen, verschmähte er das Geld; er gab gern und viel, wenn seine Freigebigkeit bekannt ward — im Stillen that er Nichts, er war selbst hartherzig den Armen gegenüber, während er oft große Summen bei Gastmälern und Gelagen verschwendete. Es ist dies das charakteristische Merkmal gemeiner Naturen. Frau Cölestine dagegen hatte eine gute Erziehung genossen und besaß nicht gewöhnliche Kenntnisse. Wie ist dieses ungleiche Paar zusammengekommen? wird der Leser fragen. Auf die einfachste

Weise, auf eine Weise, die wir oft in der Welt beobachten können. Cölestinens Eltern starben früh; sie hinterließen der einzigen Tochter ein Vermögen von vierzigtausend Thalern. Wiprecht, damals schon ein wohlhabender Agent, ward zum Vormunde des verwaisten Mädchens bestellt, er nahm es zu sich in das Haus und schickte es in gute Lehranstalten. Schwächlich und nicht schön von Körper erregte die fleißige Schülerin wenig Aufmerksamkeit. Man wußte, daß sie Vermögen besitze; trotzdem fanden sich keine Anbeter. Cölestine weinte oft vor Zorn über die ihr widerfahrenen Vernachläßigungen von Seite gebildeter junger Männer. Da sorgte der praktische Herr Wiprecht für seine Mündel. Er hatte Gefallen gefunden an dem Zimmer-Polier Konrad Gerold, der ihm ein Haus gebaut und sonst gute Dienste geleistet; Konrad war ein stattlicher, frischer Mann, verstand sein Handwerk aus dem Grunde und war bald mit Hilfe seines Gönners Meister. Cölestine, die Vernachlässigte, gab dem Zureden des praktischen Vormundes nach, der sich ihren Pflegevater nannte, und heiratete aus Groll den Zimmermeister, der ihr die zärtlichsten Aufmerksamkeiten erwies. Herr Wiprecht hatte noch zehn Jahre lang Gelegenheit, die sonderbare Ehe zu betrachten, die er veranlaßt; dann starb er. Seine Witwe blieb die Hausfreundin des Zimmermeisters, der gute Geschäfte machte. Cölestine hielt sich für die Tochter Meta Wiprecht's und glaubte die gerechtesten Ansprüche auf das Vermögen derselben zu haben.

Da die Witwe einen Hang zur religiösen Schwärmerei zeigte, ward Cölestine Frömmlerin; sie schloß sich frommen Vereinen an und verbreitete Traktätlein unter den Armen.

Dabei aber vergaß sie nicht, die Feindschaft zu nähren, die zwischen Meta und ihrem Bruder obwaltete. Sie erforschte auch mit einem Scharfsinne, der ihrem Manne zu wünschen gewesen wäre, die Geheimnisse der Mama und beutete sie zu ihrem Zwecke aus. So erfuhr sie die Drohungen des Arbeiters, der für seinen Pflegesohn Unterstützung forderte; es stand also der Verlust des Vermögens in Aussicht, nach dem Cölestine strebte. „Gott wird den treulosen Bruder strafen," hatte sie der Alten oft gesagt, wenn diese sich über die Zudringlichkeiten Brands beklagte. Als den alten Zimmergesellen der Balkenstoß getroffen, hatte Cölestine wehmüthig geflüstert: „Die Hand des Herrn zeigt sich! Kein Frevel bleibt unbestraft in der Welt!" Das gefiel der Witwe, und als sie im letzten Winter krank gelegen, als die fromme Cölestine Tag und Nacht an ihrem Bette gesessen, hatte Meta gesagt: „Du bist meine Tochter, Cölestine, und Louise ist meine Enkelin; ich werde für Euch mütterlich sorgen, verlaßt mich nur nicht!" Die Alte würde Testament gemacht haben, wenn die Krankheit sich nicht zum Bessern gewendet hätte. Darauf hatte sie gesagt: „ich bereite meiner guten Cölestine eine Ueberraschung vor." Und Cölestine hatte geantwortet: „Wenn ich nach irdischen Gütern trachte, so geschieht es meines Kindes wegen, das ich nicht glücklich genug machen kann; außerdem müssen Sie, Mama, danach trachten, daß Ihr sauer erworbenes Vermögen in würdige Hände kommt, sonst wird es zu ungeistlichen Zwecken verwendet. Louise wird sich nur mit einem fromm gesinnten Manne vermälen. Die Mama hatte lächelnd geflüstert: „Ich kenne meine Pflicht."

So standen die Dinge, als die geschilderten Ereignisse eintraten.

Cölestine hatte rasch Toilette gemacht. Man mußte es ihr nachrühmen, daß sie die Wahrheit gesagt, wenn sie behauptete, der irdische Flitter gelte ihr Nichts. Sie war auffallend einfach gekleidet.

Die Mama hatte ihr Schläfchen vollendet.

„Du hast köstlich gespielt, Louise!“ sagte sie gähnend.

„Haben Sie denn mein Spiel gehört?“

„Wie eine ferne, liebliche Musik. Und dabei habe ich sehr angenehme Träume gehabt. Ich danke Dir, mein gutes Kind!“

„Sie wissen, Mama, daß ich Ihnen gern eine Freude bereite.“

Louise seufzte tief und schwer.

„Was hast Du, meine Gute? Wenn ich nicht irre, sehe ich Thränen in Deinen Augen.“

„Ja, ich habe unwillkürlich weinen müssen.“

„Worüber?“

„Ich dachte an Ihren todten Bruder, den ich in seinem Bette gesehen. Wie friedlich war der Ausdruck seines hagern Gesichts —“

„Laß das, Kind, laß das!“

„Mama, Andreas Brand war Ihr Bruder —“

„Leider war er es. Er hat mir viel Sorgen, viel Kummer bereitet.“

„Sie zürnen ihm doch nicht mehr?“

„Nein, der Tod hat mich mit ihm versöhnt. Aber sprechen wir doch nicht davon, Louise, es stimmt mich traurig

und ich bedarf der Heiterkeit des Gemüths, wie der Arzt meint.“

Louise stand vor der Alten.

„Mama,“ sagte sie ernst, „morgen gegen Abend wird Ihr Bruder begraben.“

„Ich weiß es.“

„Seine Kameraden geben ihm das Geleite.“

„Das ist sehr schön!“

„Auch Sie werden doch auf dem Friedhofe sein?“

„Du kennst meine Nervenschwäche — die Trauerzeremonie würde mich sehr angreifen.“

„Nein, Mama, dem Bruder müßte ich die letzte Ehre erzeigen, und sollte ich darüber krank werden. Was auch sollten die Menschen denken, wenn die einzige Schwester fehlt?“

„Louise!“ rief vorwurfsvoll die Mutter, die eintrat. „Schweige von Dingen, die Du nicht verstehst.“

„Mutter, ich glaube doch wohl — Alle unsere Gesellen bilden einen Zug.“

„Mit den Männern ist es anders. Für eine Frau von Stande schickt es sich nicht, an dem Zuge theilzunehmen. Und Mama ist eine Frau von Stande. Man muß dem Dekorum Rechnung tragen, wenn man nicht bespöttelt sein will. Dies jedoch allein würde mich nicht veranlassen, abzurathen — Leichenfeierlichkeiten haben stets etwas Ergreifendes, und ich würde verzweifeln, wenn die Mama krank heimkehrte und wohl gar den Tod davon hätte. Du kennst ihr weiches Gemüth, ihr gutes Herz. Wollten wir zurathen, so müßte es scheinen, wir hofften auf den Tod der guten

Mama, die Gott noch recht lange erhalten möge. Gehe, hole Hut und Shawl, wir wollen eine Promenade machen."

Gewaltsam drängte die Mutter ihre Tochter nach der Thür. Louise fühlte einen Kniff in den Arm.

„Dummes Geschöpf!" zischte Cölestine. „Kümmere Dich nicht um ungelegte Eier. Sprichst Du noch ein Wort, so —"

Louise sah die hagere Hand nicht mehr, die pantomimisch eine Ohrfeige andeutete. Der frommen Cölestine ging die Galle über; aber doch lächelte sie, als sie sich zu Frau Wiprecht wandte:

„Man hat immer noch seine liebe Noth mit dem Mädchen; es schwatzt Dinge, die es nicht verantworten kann. Sie werden nicht nach Buchau gehen; ich bin froh, daß Sie sich einer guten Gesundheit erfreuen. Wir beten für den Verstorbenen ein Vaterunser, was dem Herrn angenehmer ist, als das Prunken mit dem Schmerze."

„Cölestine, Du bist ja so erregt!"

„Ach, es geht nicht Alles, wie es gehen soll."

„Was ist denn geschehen?"

„Konrad hat seinen bösen Tag. Leider sehe ich immer mehr ein, daß wir uns in ihm getäuscht haben. Wenn der selige Vater ihn beobachten könnte —"

„Mein Mann hat es gut gemeint, als er die Verbindung zu Stande brachte —"

„Nun ja; aber es wäre doch besser gewesen, wenn sie unterblieben wäre. Ich will nicht murren, denn der Herr

hat Alles gefügt; er wird mir auch Geduld verleihen, das zu ertragen, was er mir auferlegt. Ich hoffe auf Sie, Mama; in Ihrer Nähe finde ich Trost — kommen Sie, wir wollen in Gottes freie Natur gehen, daß der Geist sich zu dem Schöpfer erhebe und kleinliche Sorgen vergesse."

Nach zehn Minuten erschienen drei Damen auf der Promenade; es waren Frau Meta, Frau Cölestine und Louise.

Sie gingen nach einem dicht an der Stadt gelegenen Garten, um unter schattigen Bäumen den Kaffee zu trinken.

Einige Elegants machten ihre Bemerkungen über die bildschöne, blühende Louise, die sie mit einer Rosenknospe zwischen abgeblühten Sonnenrosen verglichen.

Fünftes Capitel.

Das Begräbniß eines Arbeiters.

An der äußersten Spitze von Buchau liegt die Dorfschenke, umgeben von einem großen Garten. An schönen Abenden in der Woche finden sich häufig Spaziergänger aus der Stadt ein, die sich erquicken und dann den Weg fortsetzen.

Sonntags aber tummeln sich lustige Gäste in den schattigen Lauben und aus den Fenstern des Saales erschallt die Tanzmusik. Der Arbeiter, der die ganze Woche sich's hat sauer werden lassen, gibt sich der Zerstreuung, der Heiterkeit hin. Er vergißt für einige Stunden der Sorgen und Lasten.

Heute ist es Mittwoch.

Der Nachmittag ist schön, in den Bäumen singen die Vögel und über den Saatfeldern, die sich rings um die Schenke ausbreiten, jubelt die Lerche ihren Gesang durch den

blauen Aether. Kein Lüftchen regt sich; es ist schwül. Silbern webt der Sonnenschein in dem dunkelgrünen Laube der hohen Buchen, die in Gruppen das roth bedachte Haus umstehen.

Ein Mann trat durch die Thür, die von dem Felde n den Garten führt. Es war eine seltsame Erscheinung. Die neuen modischen Kleider, die er trug, paßten nicht zu seinem braunen, aufgedunsenen Gesichte. Das feuchte Haar hing wirr unter dem hellgrauen Cylinderhute herab. Seine gerötheten Augen verriethen die Erregung, die der starke Genuß geistiger Getränke erzeugt; schwankend stützte er sich auf den starken Rohrstock mit glänzendem Knopfe. Es war Fritz Blei, der feiernde Zimmergeselle, den wir in dem Bureau des Meisters Gerold kennen gelernt haben.

Aufathmend blieb er in dem schattigen Giebel stehen. Er zog das Taschentuch und trocknete das Gesicht. Der neue Hut fiel zu Boden. Fritz hob ihn mühsam empor, und warf ihn auf den nächsten Tisch.

„Wo bin ich denn?“ fragte Fritz mit schwerer Zunge. „Habe einen weiten Weg gemacht — wohin bin ich denn gekommen?“

„Nach Buchau, Herr!“ antwortete ein Kellner, der aus dem Hause herbeigesprungen war. „Die Restauration ist gut, sie kann mit Allem dienen.“

„Buchau, Buchau!“

Fritz starrte den Giebel des Hauses an. Sein Auge gewöhnte sich an die Dämmerung, die unter den dichten Bäumen herrschte. Seit vielen Jahren hatte er das Dorf nicht besucht, es war ihm fast fremd geworden.

„Ich bin müde!“ stammelte er. „Und durstig!“

„Was befehlen Sie?“

„Wein, Wein, heute will ich nur Wein trinken.“

Der Kellner lächelte über den Betrunkenen und ging. Fritz ließ sich auf der nächsten Bank nieder und legte den schweren Kopf auf den Tisch. Er schien zu schlafen. Als der Kellner den Wein brachte, regte sich der Gast nicht. Flasche und Glas standen vor ihm. Fritz Blei hatte sich in einem Kleiderladen neu kostümirt, hatte dann eine Landpartie unternommen und viel getrunken, und war, nachdem er lange durch das Feld geirrt, betäubt und müde bei der Schenke angekommen.

Von der Straße aus trat ein zweiter Gast ein.

Es war ein Wandersmann. Mühsam schleppte er das schwere Felleisen, das ihm nachlässig auf den Schultern hing. Die bestaubten Füße verriethen, daß er einen weiten Tagemarsch gemacht hatte. Seine Kleidung war ärmlich, hier und dort zerrissen. Die blaue Blouse, die den hagern Körper bedeckte, war dünn und verwaschen. Als er den breitkrämpigen zerdrückten Hut zog, zeigte sich ein schöner Greisenkopf. Weißes Haar, noch ziemlich stark, hing schlicht in den Nacken herab. Der eben nicht sorgfältig gepflegte Bart war weiß und voll wie das Haupthaar. Mangel, Elend und Strapazen hatten dem durchfurchten Gesichte ihren Stempel aufgedrückt.

Der Greis legte sein Felleisen auf den langen Tisch, an dessen Ende Fritz Blei schlief. Er selbst sank ächzend auf der Bank nieder.

Der Kellner trat ihm näher mit der weltbekannten fragenden Kellnermiene.

„Brod und ein Glas Bier!“ forderte die matte Stimme des Wandersmannes.

„Sogleich!“

Der Kellner sprang in das Haus.

In langen Zügen athmete der Greis die kühle Luft des schattigen Gartens. Er trocknete mit einem Tuche von blauem Kattun die feuchte Stirn und zog sein Lederbeutelchen, das durch einen langen Riemen an dem hagern Halse befestigt war. Das Beutelchen enthielt nur wenig Kupfermünzen, vielleicht waren es Almosen, die der Wanderer von mitleidigen Menschen erbeten hatte. Er rechnete; sein Gesicht ward traurig.

„Ich muß mich stärken!“ murmelte er. „Seit dem frühen Morgen ist kein Bissen über meine Lippen gekommen, und ich habe einen weiten Weg gemacht. Der Himmel wird ja wohl dafür sorgen, daß ich für die Nacht ein Obdach finde. In kurzer Entfernung liegt die Stadt, ich habe die Thürme schon gesehen — vor Anbruch des Abends werde ich dort sein.“

Noch einmal zählte er seine Münzen. Bitter lächelnd drückte er das leere Beutelchen zwischen den bebenden Fingern.

„Ach, ich führe ein trauriges Leben! Ich weiß heute nicht, wovon ich morgen leben soll. Doch, warum klage ich denn? Ich bin ja am Ziele meiner langen, mühseligen Wanderschaft. Vielleicht ist mir das Glück noch einmal günstig —“

Der Kellner brachte das Verlangte. Der Anblick des kräftigen Brodes und des schäumenden Bieres stimmte den Erschöpften heiter. Er zahlte und begann hastig sein Mahl.

„Wie heißt dieses Dorf?“ fragte er speisend.

„Buchau.“

„Und wie weit ist es bis zur Stadt?“

„Kaum eine Stunde.“

Eine Gruppe Spaziergänger, Herren und Damen, trat in den Garten. Lachend nahmen sie in einer der Lauben Platz, die dicht an der Hecke standen. Der Kellner, der zu ihnen eilte, empfing zahlreiche Aufträge; er sprang von der Laube zu dem Hause, von dem Hause zu der Laube, bald Flaschen, bald Teller und Tassen tragend. Das waren Gäste die dem Wirthe Verdienst brachten; sie wollten einen heitern Abend auf dem Lande verleben und sich gütlich thun.

„Ah, da kommt Georg Rose noch!“ rief einer der jungen Männer, der über den Zaun hinwegsah. „Er hält Wort, und das ist schön. Schon hatte ich ihn aufgegeben.“

„Guten Abend, Georg!“ riefen drei Andere.

Eine Stimme aus der Ferne dankte.

Fünf Minuten später erschien ein elegant gekleideter junger Mann, der den Hut in der Hand trug und mit einem Tuche von gelber Seide sich Luft zufächelte. Sein Gesicht, interessant und vornehm, war vom raschen Gehen erhitzt.

„Ich komme spät, aber ich komme!“ rief er, der Laube näher tretend. „Nachdem ich die Post expedirt, habe ich mich selbst expedirt. Ihr hättet einen andern Ort wählen sollen.“

„Warum? Warum?“

„Buchau liegt eine Tagereise von der Stadt.“

„Aber es liegt reizend, und wir sind hier ungestört. Der Park dieser Schenke sucht vergebens seines Gleichen. Hinter uns Wald, vor uns Feld —“

Georg küßte einer jungen Dame die Hand.

„Charlotte, Sie sind bewunderungswürdig!“ rief er begeistert. „Ihre Toilette ist klassisch —“

Die Angeredete war wirklich schön. Jung, blond, weißen Teint, rothe Wangen und schlanker Wuchs vereinigten sich zu einem pikanten Ganzen. Der große Strohhut mit blauem Bande beschattete ein allerliebstes Gesicht. Das weiße Kleid zeichnete üppige Körperformen ab.

„Eine Toilette für das Land!“ rief sie lachend.

„Sie ist einfach, aber reizend.“

Georg umfaßte die Taille Charlotte's, drückte den schlanken Körper an sich und küßte die ihm zugewendete Wange.

Charlotte duldete es mit Widerstreben; aber sie duldete es.

Bald war der Tisch in der Laube mit Speisen und Getränken besetzt. Die Küche der Schenke mußte das Beste liefern. Der Bratenduft zog bis an den Tisch des Wanderers, der sein frugales Mahl verzehrt hatte.

„Ach,“ murmelte er schmerzlich vor sich hin, „ich beneide jene Menschen, die sich des Lebens sorglos freuen können — sie haben Ueberfluß; mir fehlt oft das Nothwendigste. Und ich bin alt und grau, bin aufgerieben von Sorgen und Kummer!“

Er versank in düsteres Nachdenken. Das Lachen und Scherzen der Gesellschaft mochte ihn traurig stimmen. Seufzend

fuhr er mit der Hand durch das graue Haar, als ob er an einen herben Verlust erinnert würde. Jetzt erwachte Fritz Blei. Der kurze Schlaf hatte ihm das Blut ein wenig abgekühlt. Gähnend und die Arme emporreckend sah er um sich.

„Ich bin nicht allein, da ist Gesellschaft! Das ist mir lieb! Ein alter Handwerksgeselle! He, Alter, rückt doch zu mir! Wenn man trinkt, muß man lustig sein, und um lustig zu sein, braucht man Gesellschaft! Hier ist Wein, trinkt!"

Und Fritz Blei schwang die Flasche.

„Kellner, noch ein Glas!"

„Gleich, gleich!"

Der Gerufene verschwand in dem Hause. Fritz Blei rückte dem Fremden näher, der mit lüsternen Blicken nach der Flasche schielte.

„Ich habe lange keinen Wein getrunken!" murmelte er dabei. „Und heute gerade bin ich recht müde und durstig — Wein ist doch besser als Bier."

Der Zimmergeselle saß neben ihm.

„Alter, trinke so viel als Du magst!" stammelte der halb berauschte Blei. „Ich freue mich, wenn es einem armen Schlucker schmeckt. Trinke, ich bezahle Alles!"

Der Kellner hatte die Gläser gefüllt.

„Was hast Du für ein Handwerk?" fragte Fritz.

„Ich bin Maurer."

„Hollah, ich bin Zimmermann. Das Gewerk soll leben!"

„Es lebe hoch!"

Beide leerten die Gläser. Der Fremde erkannte sofort den Zustand dessen, der ihn bewirthete. Fritz war lebhaft

geworden, er freute sich, einen Gesellschafter gefunden zu haben. Der Aufwärter mußte mehr Wein bringen. Er brachte ihn, verlangte aber dessen Zahlung. Fritz warf eine Banknote auf den Tisch.

„Das Geld ist Nichts!“ rief er. „Plunder, elender Plunder! Leben muß man, lustig leben, und die Sorgen vergessen. Heute will ich vergnügt sein, ich habe mir vorgenommen! Hurrah, das Gewerk hoch!“

Er schüttete den Inhalt eines Glases in die Kehle.

„Nun werde ich wieder frisch!“ fügte er hinzu. „Die Zunge war trocken wie heißer Sand. Und der Wein ist gut.“

„Hast Du denn Sorgen?“ fragte verwundert der Fremde.

„Eigentlich nicht; nein ich habe keine Sorgen, will auch keine haben! Ein Narr bin ich nie gewesen — Ich habe ja meine Rente. Da sieht man, wie es einem alten Gesellen geht. Freund, Du bist wohl lange ohne Arbeit gewesen?“

„Ach ja; man weist mich zurück, weil man mir keine Kräfte mehr zutraut.“

„Man weist Dich zurück?“

„Ja, ja!“ murmelte traurig der Greis. „Da schleppe ich mich denn von einem Orte zum andern.“

„Das sollst Du nicht mehr; ich sorge für Dich. Trinke nur, gieße Kraft in die vertrockneten Adern. Wer Hirn im Kopfe hat, kommt schon durch. Siehst Du die vornehmen Leute dort in der Laube?“

„Ich sehe sie.“

„Frage, woher sie das Geld nehmen — von den Armen, die für sie arbeiten müssen. Was wären denn die Reichen, wenn es keine Arme gäbe? Nichts, Lumpen wie der Bettler, der sich auf der Landstraße fortschleppt."

Fritz brach in ein rohes Lachen aus, das weithin durch den Garten schallte.

Der Greis sah sich ängstlich nach der Laube um.

„Nicht so laut, Zimmermann; wir können ja vergnügt sein, ohne Andere zu belästigen."

„Meinst Du, ich habe Furcht? O nein, ich trete Jedem unter die Augen, und wäre er Millionär. Wein, ich kann ihn bezahlen!"

„Dein Wohl," sagte der Maurer, indem er das Glas nahm.

„Gut, auf mein Wohl!"

Sie tranken.

Fritz öffnete die Kleider und athmete kühle Luft ein. Es war ihm zu heiß geworden. Der Schweiß rann ihm in Strömen über das dunkel geröthete Gesicht. Die neuen modernen Kleider, die er trug, erhöhten das Widerwärtige und Gemeine in seiner Erscheinung.

„Hier sind Cigarren!" rief er, und warf ein Bündel auf den Tisch. „Feuer!" brüllte er mit starker Stimme durch den Garten.

Der Kellner bediente die Beiden, die nun rauchten und das Gespräch ruhiger fortsetzten. Dem Zimmermann war die Zunge wieder schwer geworden; der Maurer gab sich mit der Behaglichkeit dem Genusse hin, die langes Entbehren erzeugt.

„Eine lästige Gesellschaft!“ meinte Charlotte, die durch die Blätter der Laube sah. „Die rohen Menschen flößen mir Furcht ein.“

„Ich schütze Sie!“ tröstete Georg Rose.

Die Schöne blickte schelmisch lächelnd zur Seite.

„Haben Sie wirklich den Muth dazu?“

„Ich schütze Sie nicht nur hier, diesen Nachmittag, — nein, Charlotte, für das ganze Leben!“ flüsterte er an ihrer Wange. „Ich liebe Sie!“

„Herr Rose, ich glaube Ihnen nicht!“

„Das ist eine bewundernswerthe Offenheit!“ entgegnete der junge Mann.

„Mag sein; aber ich bin sie Ihnen und mir schuldig.“

„Erklären Sie sich, Charlotte!“

Die Gesellschaft hatte sich zerstreut; die Beiden, die das Gespräch führten, befanden sich allein in der Laube. Das hatte Charlotte schon bemerkt. Verlegen blickte sie einige Sekunden auf ihr weißes Spitzentuch, dann hob sie langsam die seidigen Wimpern und sah mit ihren großen dunklen Augen den Harrenden an. Das Mädchen war eine Schönheit, eine eigenthümliche Schönheit. Die Elegants in der Stadt nannten sie „das schöne Lottchen.“ Wir lernen sie später näher kennen.

„Charlotte!“ rief Georg, hingerissen von ihrem Blicke.

„Georg, Sie gestehen heute unumwunden, daß Sie mich lieben —“

„Und ich habe mich lange nach dem Augenblicke gesehnt, der mir gestattete, Ihnen dies für mich wichtige Geständniß abzulegen. Liebe ich hoffnungslos?“ fragte er schmachtend.

„Ich muß eines Gerüchtes erwähnen, das mir zu Ohren gekommen.“

„Sie spannen mich auf die Folter, Charlotte!“

„Man erzählt, daß Ihnen eine reiche Partie in Aussicht stehe —“

„Ah, das ist es!“

„Sie wissen, ich bin arm —“

„Arm an Glücksgütern!“

„Daß ich von meiner Hände Arbeit lebe.“

„Aber Sie sind reich an Schönheit und Liebenswürdigkeit.“

„Der Kaufmann,“ fuhr Charlotte rasch fort, „braucht Geld, um sich selbstständig zu machen. So sagt meine Mutter, und ich begreife, daß sie Recht hat. Bedenken Sie, Herr Rose, in welche Lage ich gerathe, wenn es Ihnen unmöglich werden sollte, mich für das ganze Leben zu schützen, wenn Sie gezwungen wären, mich aufzugeben. Mag es auch Ueberwindung kosten — wäre es nicht besser, wir knüpften nie ein Band, als daß wir uns Beide der Pein aussetzten —“

„O, Charlotte, da höre ich die bedächtige, alles erwägende Mutter!“

„Und die Mutter will nur mein Bestes. Sie hat erfahren, daß Louise Gerold, die Tochter des reichen Zimmermeisters — Ihnen bestimmt ist.“

„Ich kann nicht lügen, Charlotte, es ist wahr! Aber zu einem Kontrakte gehören bekanntlich zwei Parteien — Hätte ich nicht das Glück gehabt, Sie zu sehen und kennen zu lernen, ich würde mich vielleicht um Louise Gerold be-

müht haben. Vielleicht, merken Sie wohl auf! Mein Prinzipal ist ein Bekannter Gerold's, oder vielmehr der Frau Gerold. Da mögen denn Beide den Heiratsplan entworfen haben. Wahrhaftig, Charlotte, ich bin erstaunt über die Menschen, die so elterlich für mich sorgen. Wie kommt der arme Kommis dazu, daß man ihm ein reiches Mädchen anbietet?"

„Louise liebt Sie!" meinte Charlotte.

„Wir haben uns wenig gesehen, kaum kennen gelernt. Aber Louise, so schön sie auch ist, gefällt mir nicht — sie ist eine Frömmlerin wie die Mutter — ihr stilles, fast furchtsames Wesen stößt mich ab — ich bin heitern Temperaments, bewege mich gern in frohen Kreisen und liebe lebhafte Unterhaltung. Alles dies finde ich bei Louise Gerold nicht; aber Sie bieten es mir, Charlotte, Sie üben eine Anziehungskraft auf mich aus, daß ich verzweifeln möchte, wenn ich Sie zwei oder drei Tage nicht gesehen habe. Louise Gerold läßt mich kalt und gleichgültig. Sie erwähnten des Vermögens, Charlotte, und der Zukunft — ich bedarf des Geldes nicht, da ich Kenntnisse besitze, die ein Kapital repräsentiren. Die Stelle eines Buchhalters oder Korrespondenten in einem großen Hause ist mir gewiß — Charlotte, mit einem Jahresgehalte von tausend Thalern läßt es sich gemächlich leben."

„Tausend Thaler!" rief die Schöne erstaunt.

„Und vielleicht noch mehr."

„Sagen Sie das meiner Mutter, Georg."

„Und Sie, Charlotte?"

„Ach, ich bin sehr genügsam; wenn mein Herz Befrie-

digung findet, habe ich keinen Wunsch. Gewöhnt an ein eingezogenes, arbeitsvolles Leben — Georg, wenn Sie auch nicht tausend Thaler Gehalt beziehen, es kann auch etwas weniger sein — während Sie im Komptoir sind, werde ich zu Hause arbeiten, dann verdienen wir Beide. Es kommt nur darauf an, daß Sie zufrieden sind. Ach, mein Gott, was spreche ich denn da!"

Charlotte erschrack so heftig, daß sie am ganzen Körper zitterte.

„O, mein liebes Kind," rief der junge Mann, „ich habe einen Blick in Ihre Seele gethan, der mich mit Entzücken erfüllt! Nicht wahr, Sie haben sich schon mit unserer Zukunft beschäftigt? Aber warum zittern Sie, warum wenden Sie die Blicke ab von mir? Sehen Sie mich nur an mit Ihren schönen Augen — Mein Gott! Nun rollen sogar Thränen über Ihre Wangen!"

Sie fuhr rasch mit dem Tuche über das glühende Gesicht.

„Herr Rose," stammelte sie, „ich habe mich vergessen, habe zu viel gesagt — das war unvorsichtig und schickt sich vielleicht nicht — aber da Sie einmal wissen, was ich denke und fühle, bitte ich Sie, mich nie wieder aufzusuchen, wenn Sie es nicht aufrichtig mit mir meinen. So nur wird es mir möglich sein, Ruhe und Fassung zu gewinnen."

„Nein, Charlotte, nein!" rief Georg gerührt. „Ich habe erkannt, daß Sie ein Engel sind und diesen Engel für immer mir zu gewinnen, wird von diesem Augenblicke an mein eifriges Bemühen sein. Zählen Sie mich nicht zu der Klasse leichtfertiger Männer, die mit den Gefühlen des Her-

zens ein Spiel treiben — ich liebe Sie aufrichtig und wahr —"

„Georg, Georg!"

„Sagen Sie das Ihrer Mutter —"

„Ich muß Ihnen ja glauben, Georg!"

„Bereiten Sie meinen Besuch vor und verscheuchen Sie die Bedenken der sorgsamen Mutter."

Er zog sie sanft an sich und bedeckte ihren feinen Mund mit Küssen. Leise schluchzend lag Charlotte an seiner Brust; sie konnte von ihrem maßlosen Glücke nur durch Thränen sprechen. Das arme achtzehnjährige Mädchen sah einen Wunsch verwirklicht, den sie still und unter Zittern und Zagen genährt hatte. Georg war seit dem ersten Augenblicke, daß sie ihn gesehen, das Ideal ihrer Liebe gewesen.

Aber auch der junge Kaufmann liebte ernstlich, die Worte, die er gesprochen, waren der getreue Ausdruck seiner geheimsten Gedanken und Gefühle. Er wäre wohl nicht nach Buchau gekommen, wenn er nicht gewußt, daß Charlotte sich der verabredeten Landpartie angeschlossen.

Noch hielt er die Geliebte umschlungen, als sich die ernsten Klänge eines Chorals vernehmen ließen.

„Was ist das?" fragte sie verwundert, indem sie sich sanft seinen Armen entwand.

Georg lauschte.

Von dem äußersten Ende des Dorfes her erklang die Musik; sie kam langsam näher.

Feierlich fromm erklang sie durch das stille Feld, über dem bereits die Ruhe des nahenden Abends ausgebreitet lag.

„Ein Choral!" flüsterte Georg.

Charlotte war an den Zaun getreten, so daß sie den sich abwärts senkenden Weg übersehen konnte.

„Ein Leichenzug!“ rief sie aus.

Georg stand ihr zur Seite.

Der Sarg ragte schwarz aus dem gelben Kornfelde empor.

Es war ein ergreifender Anblick.

Durch die Musik aufmerksam gemacht, kamen die Gäste und die Bewohner der Schenke herbei.

Auch der fremde Zimmermann und Fritz Blei standen an dem Zaune.

„Wen begräbt man?“ fragten die Gäste.

Der Wirth, ein behäbiger, kugelrunder Mann, antwortete dienstfertig:

„Den alten Zimmergesellen Andreas Brand! Er hat sehr lange krank gelegen!“

„Oh! oh!“ murmelte Blei.

Und mit beiden Händen ergriff er den Zaun, um sich fest zu halten.

Der fremde Greis wandte sich hastig an den Wirth.

„Wen trägt man zu Grabe?“

„Andreas Brand.“

„Er war Zimmergesell?“

„Ja! Vor einem Jahre brachte man ihn verwundet heim; er hatte einen Balkenstoß auf die Brust erhalten. Der arme Mann hat viel gelitten. Gott habe ihn selig.“

Und der Wirth nahm das schwarze Käppchen ab, daß seine große Glatze sichtbar ward.

„Brand! Brand!“ wiederholte murmelnd der Betrunkene.

„Lieber Herr,“ fragte der Greis, „haben Sie den Verstorbenen näher gekannt?“

„Ei, das will ich meinen!“ antwortete der Wirth. „Ich werde doch meinen Nachbar kennen! Er war ein rechtschaffener Mann. Schade, daß seine Schwester —“

„Frau Wiprecht?“

„Ja wohl, Frau Wiprecht; sie hat sich wenig um ihren kranken Bruder gekümmert.“

„Lebt die Frau noch?“

„Herrlich und in Freuden!“

Der Zug nahm jetzt die Aufmerksamkeit Aller in Anspruch. Niemand achtete mehr auf den Berauschten, der seine Hände an den Dornen der Hecke blutig drückte, ohne es zu gewahren. Eine entsetzliche Blässe überzog das aufgedunsene Gesicht Fritz Blei's, und trotz dieser Erregung schien es, als ob er in thierischer Stumpfheit das Schauspiel anstarrte, das sich nun darbot.

Neben ihm stand der fremde Maurer, entblößten Hauptes, die Hände zum Gebete verschränkt. Die jungen Leute, die ihre Lust unterbrochen, hatten sich in der Laube zu einer stillen Gruppe zusammengestellt.

Der Zug ging langsam auf dem Feldwege vorüber.

Zwei Marschälle, ältere Zimmergesellen, eröffneten den Kondukt. Sie waren schwarz gekleidet, und von ihren Hüten herab, die sie auf dem Arme trugen, wallten Trauerschleier. Hinter ihnen schritt das Musikchor, ernst und würdig den Choral blasend. Die einfachen Klänge ergriffen tief das

Herz der Hörer. Den Musikern folgte ein junger Zimmermann, der einen schönen Palmzweig trug. Dann kam der Sarg, behangen mit dem Leichentuche des Gewerks. „Friede seiner Asche“ stand in großen Silberbuchstaben auf dem schwarzen Tuche. Ein Cypressenkranz schloß das Gebet ein, das Viele im Stillen wiederholten: „Friede seiner Asche!“ Ach, wie Mancher findet erst dann den ersehnten Frieden, wenn er zu Asche geworden!

Hinter dem Sarge schritt, von Schmerz tief gebeugt, der Pflegesohn des Verstorbenen, der einzige Verwandte, und nur verwandt durch die Liebe, die den Pflegevater mit dem Angenommenen verband. Die Schwester, die reiche und nervenschwache Frau, verwandt durch die Bande des Bluts, machte in diesem Augenblicke eine Spazierfahrt mit Frau Gerold und beide unterhielten sich über die Verwerthung des kleinen Grundstücks, das der Zimmergeselle, der halsstarrige Bruder, hinterlassen hatte.

Albert weinte nicht, denn er hatte keine Thränen mehr; aber in seinem bleichen, kummervollen Gesichte sprach sich der Gram aus, der an seinem Herzen nagte. Die kräftige, jugendliche Gestalt war gebeugt, niedergeschmettert. Man sah es wohl, daß er mit übermenschlicher Kraft nach Fassung rang, um seinen Schmerz nicht zur Schau zu stellen. Dem Sohne zur Seite ging Else, die treue Magd.

Den Beiden folgte der Pfarrer mit den Schulknaben des Dorfs.

Die Musik schwieg und die Knaben begannen ein Lied mit ihren kindlich hellen Stimmen.

Nun kam der lange Zug der sonntäglich geschmückten

Zimmergesellen. Man las es in ihren traurigen Zügen, daß sie den Heimgegangenen, der in der Erfüllung seiner Pflicht verunglückt, innig bedauerten und daß sie ihn als einen treuen Kameraden geachtet und geliebt.

Der Zug war vorüber. Man hörte die Trauermusik wieder, die immer schwächer ward.

Blei schlich von dem Zaune zurück und setzte sich still an den Tisch.

Plötzlich ergriff er das Glas und trank es hastig aus. Er füllte es noch drei, viermal und verschlang den Wein. Sein bleiches Gesicht ward wieder roth, sein erloschener Blick erhielt wieder Glanz.

„Possen!“ murmelte er. „Wir Alle müssen sterben, ob ein Jahr früher oder später — was kommt darauf an? — Und trage ich allein die Schuld? Da ist Meister Gerold ein anderer Mann —“

Er stockte und sah erschreckt um sich. Es hatte Niemand seine Worte gehört.

„Kellner, Wein, mehr Wein!“ brüllte er. „Ich will trinken und lustig sein! O, wie heiß ist es hier! Kalten Wein!“

Fritz Blei schlug mit dem Stocke auf den Tisch, daß die Gläser klirrten.

Man brachte ihm, was er gefordert.

„Wo ist mein Kamerad?“

Der Alte kam zurück und wollte sein Felleisen nehmen. In seinen Augen standen Thränen.

„Danke für die Bewirthung!“ sagte er traurig.

„Wohin?“

„Fort!"

„Nicht so eilig, Freund!"

„Ich muß fort!"

Fritz zog ihn gewaltsam zu sich auf die Bank.

„Erst trinken wir, dann begleite ich Dich!"

Der Greis mußte sich dem Ungestümen fügen, um kein Aufsehen zu erregen Er trank. Das Glas zitterte in seiner Hand.

„Ehe man uns hinausträgt, wollen wir das Leben noch genießen!"

Und immer wieder füllte Fritz die Gläser. So oft der Kamerad Miene machte, zu gehen, so oft hielt er ihn zurück. Der Garten war indeß leer geworden und draußen gingen die Zimmerleute vorüber, die von dem nahen Friedhofe heimkehrten.

Die Dämmerung stellte sich rascher ein als sonst. Ein Gewitter zog aus Westen heran, die Abendsonne verhüllend. Ueber dem Dorfe Buchau zeigten sich die ersten Sterne klar und freundlich an dem tiefblauen Himmel.

Die Luft war ruhig, aber schwül. In den Baumzweigen regten sich längst die Vögel nicht mehr, als die Trinker noch beisammen saßen.

Fritz Blei sprach von tausend Dingen, die der alte Maurer nicht verstand. Ein Blitz machte sie aufmerksam auf das heranziehende Gewitter. Nun erklärte sich Fritz bereit, zu gehen. Der Maurer nahm sein Felleisen. Beide verließen den Garten. Der Weg zog sich an dem Dorfe hin.

„Siehst Du das kleine Haus dort?" fragte Fritz.

„Ja."

„Es hat dem Andreas Brand gehört.“

Der Maurer blieb stehen und betrachtete das Gebäude. Dann raffte er sich plötzlich zusammen und ging ächzend weiter.

Fritz begann ein wüstes Lied zu singen und schlug mit dem Stocke in die Kornähren, die rechts und links am Wege standen. Der genossene Wein begann jetzt seine Wirkung zu äußern.

Albert saß still in dem Stübchen, das heute so leer und einsam ihm erschien, als ob es nie bewohnt gewesen wäre. Das Bett, in dem Vater Andreas gestorben, stand noch an dem alten Platze. Die Vorhänge desselben waren zusammengezogen. An dem Pfosten desselben hing das Handwerkzeug des Verstorbenen. Der junge Mann wollte alle theuern Erinnerungen beisammen haben.

„Ich habe den Tisch draußen gedeckt,“ sagte Else, die traurig durch die öden Räume schlich. „Essen Sie doch, Albert!“

„Heute nicht. Ich kann nicht. Sie sind krank, Else, gehen Sie zu Bett.“

Die Magd ordnete die Wirthschaft und suchte ihr Kämmerlein auf, denn sie war wirklich krank.

Albert konnte kaum seine Gedanken ordnen, ein Phantasiebild jagte das andere. Louise, der Vater, Frau Wiprecht und Frau Gerold standen wie lebend vor seinem innern Auge. Und dabei glühte seine Stirn wie in Fieberhitze. Er fühlte, daß er an einem entscheidenden Wendepunkte seines Lebens stand.

„Ich kann nicht mehr denken!“ sagte er traurig zu sich

selbst. „Ach, wäre doch die Nacht hin! In der Arbeit ersticke ich den Schmerz und die Zweifel, die gleich mächtig sich in mir regen. Ach, wäre der gute Vater doch nicht so rasch gestorben, hätte er doch zuvor mir die Mittheilungen gemacht, von denen er gesprochen. Wo sind die Papiere? Wo ist das Testament? Warum verfuhr er so geheimnißvoll, bis ihn der Tod überraschte? Der Vorsichtige muß doch wohl seine Gründe gehabt haben. So ernst die Sache auch für mich ist, ich kann ihm nicht zürnen, ich kann seiner nur in tiefster Wehmuth gedenken."

Das Blitzen ward stärker. Der erste Donner ließ sich dumpf murmelnd hören.

Albert verließ das Zimmer und trat vor die Thür des Häuschens. Der kühle Luftzug that ihm wohl. Die Baumwipfel rauschten, geschüttelt von dem sich erhebenden Winde. In dem Wege wirbelte der Staub empor. Bei dem Leuchten der Blitze ließ sich auf Sekunden die nächste Umgebung übersehen. Einzelne Regentropfen fielen schon herab. Die Gewitterwolken zogen rasch näher.

Da hörte Albert ein seltsames Geräusch; es war, als ob ein Pferd nüsterte. Mit der ganzen Kraft des Auges richtete er die Blicke nach der Gegend, von wo er das Geräusch gehört zu haben wähnte. Der nächste Blitz ließ lange auf sich warten. Endlich zuckte er herab; er zeigte einen Wagen, der, vielleicht fünfzig Schritte entfernt, auf der Wiese hielt.

„Louise!" dachte Albert. „Sie kommt, um mich in meinem Schmerze zu ermuthigen. Ach, wenn sie es wäre, wenn sie mir Trost brächte!"

Er wollte ihr entgegeneilen.

„Guten Abend!“ grüßte eine Stimme.

Der überraschte Albert dankte dem Manne, der vor ihm stand.

„Ich suche den Zimmermann Andreas Brand; er wohnt doch hier noch?“

„Nein, er hat hier gewohnt.“

„Wohin ist der brave Mann gezogen?“

„Auf den Friedhof!“ antwortete Albert mit bebender Stimme.

Ein starker Donner folgte diesen Worten. Majestätisch hallte die Stimme des Himmels über die rauschenden Kornfelder hin.

Der Mann, der einen dunkeln Mantel trug, hatte einige Augenblicke geschwiegen, als ob ihn die Trauerkunde der Sprache beraubt.

„Todt?“ fragte er dumpf. „Andreas Brand wäre todt? Ich kann es nicht glauben.“

„Glauben Sie es nur, mein Herr.“

„Der rüstige Greis —“

„Wir haben ihn vor zwei Stunden begraben.“

„Wer sind Sie denn?“

„Der Pflegesohn des Verstorbenen; ich bewohne allein dieses Häuschen.“

„Ihr Name?“

„Albert, mein Herr!“

Der Fremde stand ruhig. Er schien zu überlegen oder das Häuschen zu betrachten. Der lange Kragen seines Mantels flatterte im Winde.

„Sind Sie allein?“

„Ja! Wenn Sie Auskunft über den Verstorbenen verlangen, ich bin bereit, sie Ihnen zu geben.“

Dem jungen Manne lag daran, die Beziehungen seines Pflegevaters kennen zu lernen. Ihm lag viel daran, und dieß war unter den obwaltenden Umständen wohl natürlich.

„Junger Mann, führen Sie mich in das Zimmer; ich muß mit Ihnen reden.“

„Gern.“

Albert ging voran; der Fremde folgte. Zwei Minuten später befanden sich Beide in dem Stübchen, das von der Zinnlampe erleuchtet ward. Albert betrachtete jetzt seinen Gast; er sah einen stattlichen Mann vor sich, dessen Haupt fast die Decke berührte. Das Haar desselben war stark ergraut. Ein elegantes Bärtchen, ebenfalls grau, zierte das feine, aber ernst und streng aussehende Gesicht. Das große Auge unter der hohen, eckigen Stirn haftete fest auf dem jungen Manne, der sich bemühte, ruhig zu erscheinen. Eine aristokratische Blässe bedeckte die ernsten Züge des Fremden. Es mochte ihm zu warm sein — er warf den leichten Mantel auf den nächsten Stuhl. Nun erschien er, eine schlanke Gestalt, in dunklen Zivilkleidern. In dem Knopfloche seines schwarzen Fracks schimmerten die Farben eines Ordensbändchens. Und dieser, offenbar vornehme, Herr kam in der Nacht, um dem armen Zimmergesellen einen Besuch abzustatten. Albert konnte nur die eine Vermuthung hegen, daß der Fremde durch das Findelkind mit dem Zimmermanne in Berührung gekommen sei. Große und vornehme Bekanntschaften hatte Vater Brand nicht gehabt.

Der Fremde hatte sich neben dem Tische niedergelassen.

„Sie sind also der Sohn des Verstorbenen?“ begann er.

„Der Pflegesohn, Ihnen zu dienen. Ich habe meinen braven, geliebten Wohlthäter verloren.“

„Es ist heute ein Jahr, daß ich den rüstigen Mann hier gesehen habe. Dort saß er in dem Lehnstuhle und rauchte. Die Arbeit des Tages hatte ihn kaum ermüdet.“

Albert berichtete kurz die Ursache und den Verlauf der Krankheit.

Der Fremde hatte die Ringe an seinen Fingern betrachtet.

„Ihr Vater ward verletzt?“ fragte er.

„Ja.“

„Durch einen Balkenstoß?“

„Ja.“

„Glauben Sie, daß das Unglück zufällig geschehen?“

Albert starrte den Fremden an. An eine solche Auffassung der Dinge hatte er bis jetzt nicht gedacht.

„Mein Herr, wem könnte es wohl einfallen, einen braven Arbeiter zu verderben, der nie seinen Nebenmenschen beleidigt, der Gutes thut nach Kräften —“

„Mag sein.“

„Nein, einen Verbrecher dieser Art gibt es nicht!“

„Erinnern Sie sich der das Unglück begleitenden Umstände noch?“

„O, mein Herr, ich selbst war bei dem Bau beschäftigt, den mein Vater in Abwesenheit des Meisters als Polier leitete. Wir standen auf dem zweiten Stock, dessen Balkenlage vollendet; es wurden die Dachsparren aufgewunden —

bei dem Drehen eines Balkens, der am Seile in der Luft schwebte — Sie kennen wohl das Verfahren —"

„Ich kenne es; weiter, weiter!"

„Mögen die Arbeiter zu rasch und heftig gewesen sein, der schwebende Balken drehte sich im Kreise und traf beim Niedersinken meinen Vater, den ich rasch erfaßte, um ihn vor dem Herabstürzen zu sichern. Daß gerade der Vater sich an dem Orte befand, war ein Zufall; jeder Andere, der dort gestanden, würde ebenfalls getroffen worden sein. Nein, ich glaube nicht an ein Verbrechen. Sämmtliche Kameraden, die an dem Baue arbeiteten, sind keine schlechten Menschen. Hätten Sie heute das Begräbniß gesehen, Sie würden anders urtheilen von der Liebe und Achtung, deren sich mein Vater erfreute."

Der Fremde betrachtete wiederum seine Ringe. Plötzlich fragte er:

„Ihr Vater hatte also keinen Feind?"

„Keinen, dem ich einen Mord zutrauen dürfte."

„Lassen wir das!"

„Wie kommen Sie zu den Vermuthungen, lieber Herr?" fragte Albert. „Sie begreifen wohl, daß für mich Alles von Wichtigkeit ist, was ich über den verstorbenen Mann, der mein Wohlthäter war, erfahre."

„Lassen wir das, lassen wir das! Andreas Brand, obwohl nur ein Arbeiter, war mir ein lieber, werther Freund, dessen Andenken ich heilig halten werde."

„Und wer, lieber Herr, hat meinen Vater mit der Freundschaft beehrt, von der Sie sprechen?"

„Diese Frage kann ich Ihnen heute nicht beantworten;

aber ich bekenne, daß der Tod des braven Mannes mir Unheil bringt, wenn Sie sich nicht entschließen, an die Stelle des Verstorbenen zu treten."

Alberts Erstaunen hatte den höchsten Grad erreicht.

„Ich? Ich?" fragte er.

„Sie, der Sohn Brand's."

„Was hätte ich in diesem Falle zu thun?"

„Hören Sie mich ruhig an, mein junger Freund; wir werden uns verständigen, wenn ich Ihnen Dinge mittheile, die nur ein vertrauter Freund des Verstorbenen wissen kann. Zuvor jedoch beantworten Sie mir einige Fragen."

„Gern."

„Hat der Verstorbene ein Testament hinterlassen?"

„Mein Vater hat von einem Testamente gesprochen, aber ich habe keines vorgefunden. Auch unser Ortsrichter weiß nichts davon."

„Das ist traurig."

„Vorzüglich für mich, da die einzige Schwester meines Vaters erklärt hat, die Erbschaft antreten zu wollen. Und Frau Wiprecht ist eine reiche Frau, die des kleinen Grundstücks nicht bedarf, um bequem zu leben. Auch hat sie keine Verwandte, für die sie zu sorgen braucht. Treibt man mich aus dem Hause, so bin ich ganz arm —"

Albert seufzte tief und schwer bei dem Gedanken an seine Armuth, seine verlassene Lage und Louise.

„Sie sehen," fügte er hinzu, „daß ich ganz offen bin."

„Das freut mich Ihretwegen, junger Mann, denn ich nehme den wärmsten Antheil an ihrem Geschicke, an dem

Geschicke dessen, der meinem Freunde Brand im Leben so lieb war."

Der Fremde begleitete diese Worte mit einem Blicke, der seine Worte als eine ungeheuchelte Herzensergießung bezeichnete.

Dann fragte er weiter:

„Hat Ihr Vater nicht von ihm anvertrauten Papieren gesprochen?"

„Kurz vor seinem Tode, ja."

„Wo sind diese Papiere?"

„Ich weiß es nicht."

„Sie wissen es nicht?" fragte ungläubig der Herr.

Albert erzählte kurz, aufrichtig und wahr die Unterredung, die er wegen der Papiere mit dem Verstorbenen gehabt; er verschwieg auch nicht, daß er glaube, die beregten Papiere geben Aufschluß über sein Herkommen, das Vater Brand stets als ein Geheimniß bewahrt habe.

„Wüßte ich die Papiere," so schloß er seinen Bericht, „ich würde sie wahrlich dazu verwenden, mir Aufklärung über meine Person zu verschaffen."

„Gewiß, gewiß!" rief der Fremde, wie aus einer Zerstreuung zurückkommend. „Das leuchtet mir ein."

„Ihnen ist also bekannt, daß der Verstorbene Papiere besessen hat?"

„Ja."

„Demnach kennen Sie auch den Inhalt derselben?"

„Nein!"

„Mein Herr, im Namen Gottes beschwöre ich Sie, geben Sie mir Auskunft!"

Ein feines Lächeln glitt über die blassen Züge des Fremden. Zugleich streckte er abwehrend die Hand aus.

„Sie setzen Dinge voraus, die mir völlig fremd sind. Meine Beziehungen zu Brand schließen die Mitwissenschaft um Ihre Herkunft aus. Wir haben nie darüber gesprochen. Könnte ich Ihnen in dieser Beziehung nützen, ich würde mit Freuden jede Gelegenheit dazu ergreifen. Aber ich kann Ihnen andere, nicht minder wichtige Dienste leisten. Haben Sie eine Profession erlernt?“

„Die meines Vaters; ich bin Zimmermann.“

„Desto besser! Nun werden wir uns bald verständigen. Ich komme zu den Fragen zurück, die Sie mir beantworten wollen. Erinnern Sie sich, daß Ihr Vater alljährlich eine Reise machte?“

„Sehr genau.“

„Er blieb drei, vier und mitunter auch fünf Tage aus.“

„Ganz recht.“

„Sie sehen also, daß ich gut unterrichtet bin.“

„Diese Reise zählte mein Vater zu seinen Geheimnissen,“ fügte der erstaunte Albert hinzu. „Ich habe das Ziel derselben nie erfahren.“

„Weil Andreas Brand ein zuverlässiger Mensch, ein Ehrenmann war. Das Wort, das er einfach gegeben, war ihm eben so heilig als ein Schwur. Sie wissen also, daß er die Reise jährlich um diese Zeit antrat?“

„Ich weiß es. Er kehrte heiter und guter Dinge zurück. Fragte ich ihn darum, so gab er lächelnd zur Antwort: Du wirst es wohl noch erfahren. Gleich nach seiner Rückkehr im

vorigen Jahre erlitt er das Unglück — während der Krankheit ist nie wieder von der Reise die Rede gewesen — ich behaupte, daß der Kranke mir noch manche Mittheilung gemacht haben würde, wenn ihn nicht der Tod daran gehindert hätte. Vergebens strengte er sich in dem letzten Augenblicke an, mir seinen Willen kund zu geben — er hauchte seinen Geist aus, und ich habe nichts erfahren."

„Darum will ich zu Ihnen sprechen. Vollenden Sie das Werk, das Ihr Vater begonnen, und Sie werden den Lohn dafür ernten, der dem Verstorbenen entgangen ist. Ich halte es für Pflicht, Sie die Erbschaft des Vaters antreten zu lassen. Wie Sie mir mitgetheilt, sind Sie arm — Sie können sich ein Vermögen erwerben."

Albert stierte den Fremden an, der ihm eine solche Aussicht eröffnete.

„Ist das wahr?" stammelte er.

„Glauben Sie dem Worte eines Mannes, der zwar durch das Schicksal schwer heimgesucht ist, aber nie seine Ehre verletzt hat. Andreas Brand ist mir ein Freund in der Noth gewesen, er hat viel für mich gethan — es war mir nicht vergönnt, ihn würdig zu belohnen. Das, was ich ihm geboten, hat er großmüthig verschmäht — ich halte es für Pflicht, meine Dankbarkeit auf Sie zu übertragen, dem Andreas in väterlicher Liebe zugethan war. Freilich müssen Sie genau in die Fußtapfen Ihres Vorgängers treten."

Ein heftiger Donnerschlag erschütterte das Haus, auf dessen Dach prasselnd der Regen fiel. Die Fenster klirrten und der Sturm heulte um den Giebel. Das Gewitter entlud sich mit furchtbarer Gewalt.

Der Fremde zuckte zusammen und sah beobachtend nach dem Fenster. Es schien, als ob er Wohlgefallen fände an dem gewaltigen Toben der Elemente. Plötzlich aber ward sein Gesicht sehr ernst; er faltete die Hände und betete.

Während dieser Zeit faßte Albert den seltsamen Gast scharf ins Auge. Es lag eine gewisse Distinktion in dem ganzen Wesen desselben, die ihren Grund nicht allein in der äußeren Erscheinung hatte, sondern mehr in dem Gesichtsausdrucke und der Art des Redens. Verrieth das Auge auch einen ungewöhnlichen hellen Geist, der Menschen und Dinge scharf erfaßt, so ließ sich doch eine gewisse Weichheit des Charakters nicht verkennen, ja selbst ein Zug von Melancholie, der sich während des Gebetes scharf ausprägte. Der junge Mann fühlte sich unwillkürlich hingezogen zu dem Fremden, der genügend dargethan, daß er zu Andreas in freundschaftlichen Beziehungen gestanden. Und durch diesen Mann sollte Albert in den Besitz eines Vermögens gelangen, sollte der Wunsch erfüllt werden, den er einzig Louisens wegen hegte. Die Geliebte war dann nicht mehr die Braut eines Armen, auf den die begüterten Leute stolz herabsahen.

„Amen!“ flüsterte der Herr.

Er hatte seinem Herzen Genüge gethan. Von diesem Augenblicke an sprach er weich, fast gerührt. Das Gewitter mochte schmerzliche Erinnerungen in ihm geweckt haben.

„Die Zeit drängt,“ begann er; „fassen wir uns kurz. Eigenthümliche Verhältnisse zwingen mich, Ihnen weitere Mittheilungen über meine Person und meine Stellung im Leben zu verweigern, so gern ich Ihnen auch dargethan, daß

Sie die Hand nicht zu einem unehrenhaften Beginnen bieten; ich beanspruche einfach das Vertrauen, das mir Ihr verstorbener Vater geschenkt hat. Können und wollen Sie mir dies schenken?"

Der Fremde hatte diese Worte in einem bittenden Tone gesprochen.

Albert antwortete, ohne zu überlegen:

„Ich glaube, daß ich es kann. Was dem Vater möglich, wird auch dem Sohne möglich sein."

„Das lohne Ihnen Gott, mein junger Freund! Auf meine Dankbarkeit mögen Sie eben so fest zählen, als ich hoffe, daß das von Ihrem Vater begonnene Werk nun rasch zu Ende geführt werde, damit ich endlich Ruhe finde."

„Was muß ich thun?"

„Sie begleiten mich, ohne zu fragen, wohin. Verschwiegenheit fordere ich nicht, Sie selbst werden sich veranlaßt fühlen, diskret zu bleiben, wenn Sie die kleine Reise vollbracht haben, die Ihr Vater mehr als einmal unternommen."

„Mein Herr, Sie bürgen dafür, daß ich nicht Gefahr laufe —"

„Genügt Ihnen mein Ehrenwort nicht, so schwöre ich es Ihnen bei dem Heile meiner Seele zu."

„Es genügt, lieber Herr! Was auch können Sie davon haben, mich in's Verderben zu führen? Gut, ich folge Ihnen!"

„Sie werden mir drei, vielleicht auch vier Tage schenken müssen. Richten Sie sich danach ein. Morgen Abend um diese Stunde hole ich Sie ab. Da Sie nun in der Arbeit

versäumen, ist es billig, daß ich Sie entschädige. Diese Börse enthält den Lohn für die Reise und für den Dienst, den Sie mir leisten werden. Auf Wiedersehen! O, ich freue mich, Sie bereit gefunden zu haben, ich freue mich des braven Brand wegen, für dessen Seelenheil ich beten werde!"

Albert reichte dem Gaste dienstfertig den Mantel.

„Das Gewitter ist noch nicht vorüber, lieber Herr!"

„Ich finde Schutz in meinem Wagen, den ich nicht länger warten lassen will. Ich kann also sicher auf Sie zählen?"

„Wie auf meinen Vater, der mich gewöhnt hat, gegebene Versprechen treulich zu erfüllen."

Muth und Entschlossenheit blitzten aus den Augen des jungen Mannes.

„Gute Nacht, braver Albert!"

Der Herr schüttelte ihm treuherzig die Hand, und dabei sah er ihn in schmerzlicher Erregung an. Es lag ein unendliches Wohlwollen in diesem Blicke, der den innigen Händedruck begleitete. Albert fühlte sich in wunderbarer Weise davon getroffen; er konnte sich das Gefühl nicht erklären, das sich seiner bemächtigte, als er sah, daß in den Augen des vornehmen Herrn Thränen erschienen. Beide traten in das Freie. Der Regen, der rasch gekommen, hatte eben so rasch aufgehört. Einzelne Tropfen fielen nur noch aus den letzten vorübereilenden Wolken herab.

Albert folgte dem Fremden bis zu dem Wagen, der zwischen den Stämmen der dichten Buchengruppe hielt. Ein Bedienter riß rasch den Schlag auf.

„Lassen Sie mich morgen nicht warten!“ flüsterte der Herr.

Dann stieg er in den Wagen, der rasch davon fuhr, nachdem der Diener, eine lange Gestalt, den Schlag geschlossen und sich neben den Kutscher gesetzt hatte. Albert rieb sich die Stirn; er glaubte die Dinge geträumt zu haben, die er doch wirklich erlebt hatte. Der Tod des Pflegevaters, die Liebe Louisens, das herzlose Benehmen der Frau Wipprecht, die geheimnißvolle Einladung des geheimnißvollen Fremden, die Aussicht auf ein Vermögen, vielleicht auch auf Entdeckung seiner Herkunft — dies Alles vereinigte sich zu einem romantischen Ganzen, das den jungen Mann mit Zweifeln erfüllen mußte. Sinnend ging er in das Haus zurück. Nachdem er Thür und Fenster sorgfältig geschlossen, stieg er zu der Giebelkammer hinan, in der er seit dem Tode des Vaters schlief. Sein Geist war zu erregt, er konnte sich der Ruhe noch nicht überlassen. Auch war es noch nicht spät; die Uhr der Dorfkirche verkündete die zehnte Stunde. Gleich darauf ließ sich das Horn des Wächters hören.

Albert trat an das Fenster, das er öffnete. Wie wunderbar schön war die Nacht geworden! Die Natur, die vor einer Viertelstunde noch im heftigsten Aufruhr gewogt, lag friedlich still, wie ausruhend nach einem schweren Kampfe. In weiter Ferne grollte leise der Donner, immer schwächer werdend. Die Blitze verbreiteten nur noch ein mattes Feuer, das mit dem Lichte des hervortretenden Mondes nicht wetteifern konnte. Die Schwingen der lauen Nachtluft trugen die Wohlgerüche der Blumen des Gartens empor, ein Dankopfer dem Allgewaltigen, der sie in Sturm und Regen gnä-

dig beschützt hatte. Da stand auch der Birnbaum mit seinen gesegneten Zweigen, ruhig den Gipfel in den Nachthimmel streckend. Seine nassen Blätter glänzten im Silber des Mondenlichtes. Ein schlanker, ein stattlicher Baum, die Freude des Verstorbenen! Und dort unten stand die Laube, in der Vater Andreas so oft geruht nach den Mühseligkeiten des Tages. Wer war auserkoren, das Plätzchen des Alten einzunehmen und an seiner Statt hier zu walten?

Albert lag sinnend auf der Brüstung des Fensters; er dachte nach über die Reise, die er antreten sollte.

„Ich habe keine Furcht!“ flüsterte er vor sich hin. „Der Fremde hegt ein besonderes Interesse für mich; so blickt das Auge eines Mannes nicht, dem ich gleichgiltig bin, so spricht nur der, der ein wohlwollendes Herz birgt! Die Freundschaft des vornehmen Herrn und des Arbeiters gründet sich auf meine Herkunft, dabei bleibe ich. O mein Gott, wenn ich einer Familie angehörte, die groß und geachtet ist! Louise, Deinetwegen wünsche ich, daß mein Traum Wahrheit werde! Ach, wäre ich der Sohn eines Fürsten und zählte mein Vermögen nach Millionen, ich würde Dir in treuer Liebe zugethan bleiben. Die Braut des Armen würde dann die Gattin eines —“

Er wagte nicht den Gedanken auszuspinnen, seine Phantasie trug ihn auf eine Höhe, die ihn schwindeln machte. Er hielt sich an das Reale, und zu diesem gehörte das erhaltene Verspeechen, daß er sich ein Vermögen erwerben solle. Vater Brand hatte gesagt, er habe für seinen Sohn gesorgt — jetzt zeigte es sich, daß der Kranke Wort gehalten. Nur dies konnte er gemeint haben, eine andere Aussicht auf gro-

ßen Gewinn war ja nicht vorhanden. Albert ging zu Bett. Die wunderlichsten Träume beschäftigten ihn. Als der Morgen graute, stand er, seiner Gewohnheit gemäß, auf und kleidete sich an. Dann ging er in das Erdgeschoß. Else hatte das Frühstück schon bereitet; sie befand sich heute besser. Aber die treue Magd weinte noch, sie konnte den Schmerz um den Geschiedenen nicht bekämpfen. Es war der erste Morgen, an dem sie mit dem verwaisten Sohne sich allein in dem Häuschen befand. Gestern hatte sie doch wenigstens die Leiche noch gehabt, hatte von Zeit zu Zeit die Züge sehen können, die ihr so werth geworden.

„Else," fragte der junge Mann, „Vater Brand hat jährlich eine Reise gemacht."

„Ja, das hat er."

„Näheres wissen Sie wohl nicht darüber?"

„Nein."

„Sie vermuthen auch nichts?"

„Der wunderliche Mann schüttelte den Kopf, wenn ich ihn deßhalb fragte und nannte mich ein neugieriges Weib. Voriges Jahr, es war auch um diese Zeit, rüstete er sich zur Reise; ich mußte ihm einige Kleidungsstücke in die Jagdtasche packen. Es war Alles fertig, aber Vater Andreas reiste nicht. Wohl zwei Tage verflossen. Am dritten kam er Abends von der Arbeit heim. Sie, Albert, wohnten damals in der Stadt, weil Sie die Bauschule besuchten. Vater Andreas genoß ruhig sein Abendbrod, und als es dunkel geworden war, zog er die Sonntagskleider an, hing die Tasche um, nahm den Rohrstock und sagte: „Jetzt will ich reisen; dem, der nach mir fragt, magst Du sagen, ich sei in Geschäften über

Land. Drei bis vier Tage werde ich wohl ausbleiben." Das sagte er, und damit verließ er das Haus. Mich nahm es Wunder, daß der alte Mann in der Nacht reisen wollte. Ich wollte doch wenigstens sehen, welchen Weg er einschlug — und so schlich ich ihm nach. Es war schon recht dunkel, denn es wollte regnen. Aber ich konnte doch sehen, daß dort drüben unter den Buchen eine Kutsche hielt, und daß Vater Andreas auf diese Kutsche losging. Gleich darauf fuhr sie an mir vorüber. Die schönen großen Pferde liefen sehr schnell. Die Kutsche mußte den Vater geholt haben, das lasse ich mir nicht nehmen. Was sollte sie hier, wo kein Haus weiter steht als das unsrige? Und der Weg, auf dem sie fuhr, führt ja nur auf die Wiese. Vater Andreas blieb richtig vier Tage aus. Abends, es war schon wieder ganz dunkel, trat er vergnügt in die Stube."

„Vergnügt?" fragte Albert.

„Ich kenne doch seine Manieren. Er war hungrig und durstig, und ließ es sich gut schmecken. Als er in dem Stuhle saß und sein Pfeifchen schmauchte, sagte ich ihm, daß er nicht müde sei und seine Stiefel nicht beschmutzt wären. „Der Weg ist gut," gab er zur Antwort. Ich konnte es doch nicht unterlassen von dem Wagen zu sprechen, den ich gesehen hatte. Da sagte der Vater ernst: „Was kümmert Dich denn der Wagen? Wenn Du es gut meinst mit mir, so hast Du Nichts gesehen — Verstehst Du mich?" Ich verstand den Alten und schwieg. Am Mittag des folgenden Tages brachten sie ihn auf einem Wagen —"

Else brach in Schluchzen aus und trocknete mit der Schürze die Thränen, die über ihr gutmüthiges Gesicht rannen.

Sie ging hinaus. Auch Albert kämpfte mit dem neu und heftig erwachten Schmerz. Das Frühstück, das er begonnen, wollte ihm nicht so recht munden. Er bedurfte einiger Minuten, ehe er die Fassung wieder errang, die seine Lage erheischte.

Da trat Else wieder ein.

„Ich sehe, daß Sie schweigen können," sagte Albert, indem er seinen Platz verließ. „Sie haben Ihre Pflicht als treue Wirthschafterin erfüllt, und darum werde ich Sie nicht verlassen, so lange ich verdienen kann. Wir bleiben beisammen, Else. Werde ich glücklich, so werden Sie es mit mir, und das hat der Verstorbene gewollt. Nun schweigen Sie auch ferner, Else, über das, was hier vorgeht. Diesen Abend verreise ich wie der selige Vater verreist ist."

„Sie, Albert?" fragte erstaunt die Magd.

„Ein Wagen wird mich abholen. Wundern Sie sich also nicht und schweigen Sie."

„Das soll wahrhaftig geschehen."

Albert reichte der Magd die Hand. Dann gab er ihr Geld aus der Börse, die außer einigen Goldstücken auch Silbermünzen enthielt. Mit dem Schlage fünf Uhr trat er den Weg zur Stadt an; halb sechs Uhr erreichte er die Gärten. Bald stand er an der hohlen Weide, der er ein Briefchen anvertrauen wollte.

„Albert!" rief eine Stimme.

Das Köpfchen Louisens zeigte sich zwischen den frischgrünen Blättern der Hecke.

„Guten Morgen!" grüßte sie freundlich.

Zitternd vor Wonne küßte Albert die kleine Hand, die sich ihm durch die Hecke entgegenstreckte.

„Louise! Louise!"

„Du hast gelitten, ich lese es in Deinen Mienen. Fasse Dich, lieber Freund, und hoffe auf Gott. Offen muß ich gestehen, mich erfüllt ein felsenfestes Vertrauen — wie groß auch die Hindernisse sein mögen, die sich uns entgegenstellen, sie werden uns nicht abhalten, das Ziel zu erreichen."

„Von welchen Hindernissen sprichst Du?" fragte Albert erschreckt. „Weiß man schon, daß wir —"

„Nein! Nein! Ich spreche nur so im Allgemeinen. Gut, daß Du kommst — nun kann ich Dir mündlich mittheilen, was mir auf dem Herzen liegt. Ich hatte darauf gerechnet, darum wartete ich hier."

Sie sah ihn einige Sekunden mit seelenvollem, innigem Blicke an. Hätte der Zaun nicht eine Schranke gebildet, Albert würde sich vor der Herrlichkeit auf die Kniee geworfen haben.

„Es kommt doch Niemand?" fragte sie leise.

„Nein."

„So höre mich an. Wir werden uns acht Tage nicht sehen können."

„Warum denn?"

„Morgen Früh reise ich mit der Mutter auf das Land."

„Wohin?"

„Es ist ein kleines Bad, das unfern der Eisenbahn liegt. Länger als acht Tage bleiben wir nicht aus, so ist beschlossen. Sollte unser Aufenthalt dort indeß ausgedehnt

werden, so ängstige Dich nicht; ich bleibe Dein treues Mädchen, wie es auch kommen möge. Bleiben wir also länger, so erhälst Du von mir einen Brief —"

„Ach, schon jetzt danke ich Dir dafür!"

„Du wirst mir nicht schreiben aus leicht begreiflichen Gründen. Aber gehe jeden Morgen an diesem Garten vorüber, nach acht Tagen. Entweder kündige ich selbst Dir an, daß ich eingetroffen bin, oder Du findest in der Weide ein Briefchen."

„Louise, nur der Gedanke an Dich hält mich aufrecht."

„Laß mich nur sorgen, Albert! Vielleicht schon kann ich auf der Reise für uns wirken, denn Frau Wiprecht begleitet uns."

„Laß doch die Frau!"

„Ich habe meinen Plan, und den verfolge ich."

„Aber sei vorsichtig. Die alte Frau ist nicht gut auf mich zu sprechen, da sie mit ihrem verstorbenen Bruder, meinem Pflegevater, in Feindschaft gelebt hat."

„Es kommen Leute! Adieu, Albert! Denke an mich und laß den Muth nicht sinken. Ehe ich von Dir lasse, will ich sterben. Gehe, mein lieber Freund, man braucht uns nicht zu sehen."

Louise verschwand hinter den Blättern.

„Ehe ich von Dir lasse, will ich sterben!" wiederholte Albert, der seinen Weg nach dem Zimmerplatze fortsetzte. „Und ich setze mein Leben ein," fügte er hinzu, „um der Mann zu werden, der sich kühn um die Geliebte bewerben kann. Was trennt mich denn noch von ihr? Die Armuth!

Es ist traurig, daß man den Werth des Menschen nach seinem Gelde mißt — vielleicht kann ich sagen: hier ist Geld!"

Auf dem Zimmerplatze begann so eben die Arbeit. Albert kam den Pflichten nach, die er als Polier zu erfüllen hatte. Gegen acht Uhr erschien Herr Gerold, er schritt durch die Reihen der Arbeiter dem Bureau zu. Eine halbe Stunde später trat Albert in das Kabinet, das wir kennen. Der Meister übersah noch einmal eine ziemlich große Summe Geldes, die in blanken Thalern auf dem Zahltische ausgebreitet lag. Er ließ sich nicht stören und sah nur dann erst nach dem jungen Manne, als er die Summe notirt hatte. In seinem vollen Gesichte drückte sich eine unangenehme Ueberraschung aus, als er fragte:

„Was wollen Sie?"

„Ihnen danken dafür, Herr Gerold, daß Sie meinem verstorbenen Pflegevater ein so ehrenvolles Begräbniß bereitet haben."

„Lassen Sie das! Lassen Sie das!" murmelte der Meister, der das Geld in einen Kasten warf. „Daß ich meinen Leuten Feierabend gab zu einem solchen Zwecke, ist Pflicht. Ich wollte, der alte Brand lebte noch."

Dieser Wunsch kam dem Meister vom Herzen. Sein Gemüthszustand war der Art, daß er ernstlich bereute, dem Ansinnen seiner Frau gefolgt zu sein. Der Tod des Arbeiters hatte ihn mehr als schmerzlich berührt. So lange Brand lebte und die Hoffnung auf Genesung vorhanden war, hatte das Gewissen nur leise sich geregt; das Begräbniß aber hatte es zum lauten Sprechen gebracht.

„Herr Gerold, ich bitte um einen Urlaub von fünf Tagen.“

Der Meister fragte gespannt:

„Urlaub? Wozu?“

Albert mußte wissentlich eine Lüge aussprechen, wohl die erste in seinem Leben; aber er sprach sie aus, da er sein Geheimniß nicht preisgeben wollte.

„Ich habe einen Auftrag meines verstorbenen Vaters auszurichten, der keinen Aufschub erleidet. Komme ich früher von der Reise zurück, so stelle ich mich früher zur Arbeit ein —“

Gerold überlegte, während er den Rest des Geldes in den Kasten warf.

„Verreisen wollen Sie?“ fragte er nach einer Minute.

„Ja, Herr Gerold.“

„Wohin?“

„Zu einem meiner Vettern?“

„Haben Sie denn noch Verwandte?“

Diese Frage, von Louisens Vater ausgesprochen, durchschnitt dem armen Albert die Seele. Das Blut stieg ihm in das Gesicht, seine Lippen zuckten.

„Der Vetter ist nicht so eigentlich mir verwandt, denn ich habe meine Eltern nie gekannt, aber er wird sich für mich interessiren, wenn ich ihm den Auftrag meines Pflegevaters überbringe.“

Albert fühlte, daß er das Gespräch unterbrechen mußte.

„Mehr kann ich nicht sagen,“ fügte er hinzu, „da ich nicht mehr weiß.“

„Wann wollen Sie reisen?“

„Diesen Abend.“

„Ich gebe Ihnen den erbetenen Urlaub.“

„Danke, Herr Gerold!“

„Sie wissen, daß die Arbeit drängt, daß ich Sie nicht lange entbehren kann —“

„Werde mich beeilen, Herr Gerold; ich hoffe, daß ich nicht ganz fünf Tage brauchen werde.“

Nach diesen Worten grüßte Albert und ging.

„Was ist denn das?“ murmelte der Meister. „Hat denn Brand außer der Schwester noch Verwandte? Die Heimlichkeit dieses Menschen kommt mir verdächtig vor. Oder wenn der Verstorbene einem Dritten das offenbarte, mit dem er seiner Schwester gedroht hat — da entstehen immer neue Hindernisse, neue Schwierigkeiten! Wenn mir das Vermögen entzogen würde, das mich retten kann! Es ist mir gelungen, durch künstliche Manöver meine Bedrängniß zu verbergen — ich habe dabei auf die Kapitale der Wiprecht gebaut — Nun kann ich nicht mehr zurück, muß vorwärts gehen, und sollte ich Alles vernichten, was sich mir entgegenstellt. Dieser Albert ist kein gewöhnlicher Zimmergeselle, er besitzt Verschlagenheit und Muth. — Der Alte wird ihm schon gesagt haben, wie er auftreten soll. — Verdammt! Hätte ich doch den ersten Schritt nicht gethan! Soll ich nun untergehen, trotzdem —“

Er biß die Lippen zusammen und schlug sich mit der Faust an die Stirn.

„Blei muß helfen!“ murmelte er in einem Anfalle von Wuth. „Ich werde mir den Vagabunden holen lassen. Während meine Frau auf der Reise wirkt, werde ich hier thätig sein.“

Meister Gerold schloß seine Kasse, nahm Hut und Stock und verließ das Kabinet.

Sechstes Capitel.

Die Reise.

Else hatte die Vorbereitungen vollendet, ein gutes Abendessen stand auf dem Tische und das kleine Reisebündel, das Wäsche enthielt, lag auf dem Stuhle neben dem Bette.

Die Dorfuhr hatte sieben geschlagen.

„Es ist mir gar nicht recht," dachte Else, die am Fenster stand, „daß ich nun einige Tage allein bleiben muß, denn das Haus liegt doch zu einsam. Wenn mir auch Niemand ein Leid anthut, so ist es doch zu traurig, alle die Dinge zu sehen, die mich stets an den Verstorbenen erinnern. Lebte doch Brand noch, ich wollte ihn gern pflegen und Tag und Nacht an seinem Bette zubringen. Wüßte ich nur, was es für eine Bewandtniß mit der Reise hat — nun will auch Albert fort! Nun, ich werde nichts verrathen, wer mich auch fragen mag. Brand war ein braver Mann, der nie auf unrechten Wegen gegangen. Und Albert hat ganz den Sinn seines Pflegevaters —"

Else stieß einen leichten Schrei aus; sie glaubte ein Klopfen an der Thür gehört zu haben. Nun lauschte sie. Da ward die Thür geöffnet.

„Guten Abend, Frau!“

Das volle Gesicht Blei's zeigte sich in der halb geöffneten Thür.

„Kann man eintreten?“

Fritz stand schon in dem Stübchen. Er mußte den Hut ablegen, um nicht an die Decke zu stoßen.

„Sie kennen mich nicht, Frau?“

„Nein.“

„Ich bin Fritz Blei, ein guter Freund Ihres verstorbenen Mannes.“

„Herr Blei!“ sagte verwundert die Wirthschafterin. „Jetzt erinnere ich mich Ihrer —“

Die Erinnerung mochte doch nicht die Beste sein, dies verrieth Else's Gesicht, das sehr ernst geworden war.

„Ja, die Verhältnisse ändern sich und die Menschen auch!“ fuhr Fritz aufgeblasen fort. „Man macht seine Karriere und legt das Schurzleder bei Seite.“

„Was wollen Sie denn, Herr Blei?“ fragte Else verdrießlich.

„Mein Weg führt mich durch Buchau — das Häuschen lag mir so nahe, daß ich nicht vorübergehen konnte — bin zwar seit Jahren nicht hier gewesen, denn Vater Brand hielt mich ungerechter Weise für seinen Feind — und ich bin doch ein guter Kerl, der keinem Menschen einen Stein in den Weg legt — wollte doch aber sehen, was Albert treibt — vielleicht kann ich ihm nützlich sein.“

„Albert ist noch nicht von der Arbeit zurück.“

„Ich weiß es; aber er muß wohl bald kommen! Also Vater Brand ist wirklich todt!“

„Dort ist er gestorben.“

Else deutete auf das Bett.

Blei wagte es nicht, seinen Blick dorthin zu richten.

„Albert wird sein Glück schon machen!“ rief er mit erzwungener Heiterkeit. „Er zeichnet besser und richtiger, wie viele unserer Architekten, die schweres Geld verdienen. Ich werde ihm Arbeit nachweisen — er soll nicht mehr auf den Zimmerplatz gehen. Und Sie, Frau Else, was werden Sie nun anfangen? Hier ist es doch wohl aus —“

„Sie wollen mich wohl aushorchen, Herr Blei? Für mich ist gesorgt, kümmern Sie sich darum nicht. Mein Mann war, Gott sei's geklagt, Ihr Freund —“

„O, Sie sprechen wunderlich, liebe Frau!“

„Ich weiß, was ich spreche, und wenn Sie mir einen Gefallen erzeigen wollen, so lassen Sie Albert ungeschoren, der recht gut weiß, daß der selige Vater Sie nicht leiden konnte. Sie sind kein Mann für Albert und Albert ist kein Mann für Sie.“

„Ich glaube, Frau Else wird grob!“ rief Blei lachend. „Lebte Andreas noch, so würde ich mich mit ihm aussöhnen, denn er war im Grunde genommen doch ein braver Kerl.“

Jetzt trat Albert ein.

Erstaunt blieb er an der Thür stehen, als er den geputzten Gesellen sah.

„Was wollen Sie, Blei?“ fragte er kalt.

„Zunächst Ihnen mein Bedauern aussprechen —“

„Danke!“

„Und dann wollte ich fragen, ob Sie meiner Dienste bedürfen —“

„Nein!“

„Auch gut, den besten Willen habe ich gezeigt; aber wenn man so spröde abgewiesen wird, kann man den Antrag nicht wiederholen. Es hat sich Dir die allgemeine Theilnahme zugewendet, man spricht auf allen Bauplätzen von dem Tode des alten Brand — und da wollte ich nicht fehlen, der ich doch mehr thun kann als ein gewöhnlicher Zimmergeselle. Meine Geschäfte gehen gut, ich verdiene einen schönen Thaler Geld —“

Albert, der die Zeit eintheilen mußte, saß am Tische und begann das Mahl.

„Was für Geschäfte treiben Sie?“ fragte er, um zu fragen, da Blei ihm mehr als gleichgültig war.

„Ich bin Agent und besorge Holzlieferungen im Großen. Durch Arbeit wird man nicht fett; darum muß man unternehmen, spekuliren und handeln.“

In diesem Augenblicke hatte Else das Zimmer verlassen.

„Albert,“ fragte Fritz Blei geheimnißvoll, „wie steht es mit der Erbschaft?“

„Mit welcher Erbschaft?“

„Mir ist zu Ohren gekommen, daß Brand kein Testament hinterlassen hat, und daß seine Schwester, die alte reiche Wiprecht, sich als Erbin gemeldet hat.“

„Das ist wahr!“

„Schändlich! Schändlich!“

„Warum ist es schändlich?“

„Das Weib ist steinreich.“

„Sie hat aber auch die nächsten Ansprüche, denn ich bin der natürliche Sohn Brand's nicht. Ich habe seit meiner Kindheit Gutes hier genossen und kann nun nicht fordern, daß mir auch noch das Haus werde. Wenn Vater Brand dies gewollt hätte —“

„Er hat es gewollt!“ rief Blei. „Das weiß ich! Seiner Schwester, die gar nicht that, als ob sie einen armen Bruder hätte, hat er wahrhaftig sein Grundstück nicht hinterlassen, das er mühsam erworben. Das scheinheilige Weib lebt herrlich und in Freuden, hat keine Kinder, keine Vettern und keine Basen — es ist eine Sünde, daß sie den kleinen Nachlaß noch an sich reißen will. Dies zu verhindern bin ich gekommen.“

„Es läßt sich nichts dagegen thun.“

„Und doch!“

„Was?“

„Albert, es gab eine Zeit, in der Brand mein Freund war. Da sagte er mir einmal, als der Aerger ihm die Galle in das Blut trieb: „ich könnte diese Meta zur Bettlerin machen, wenn ich wollte! Treibt sie es zu toll, so thue ich es auch!“

Der junge Mann hatte sein Abendessen vollendet.

„Redensarten!“ sagte er gleichgültig. „Darauf kann man nichts geben. Man sagt auch, mein armer Vater sei nicht zufällig von dem schwebenden Balken getroffen worden — eine verruchte Hand habe dafür gesorgt. —“

„Das sagt man?“ fragte Fritz betreten.

„Ja, das sagt man.“

„Possen!“ rief Fritz heftig auffahrend. „Tollheit, Possen! Dem alten Brand hätte keiner ein Leid gethan. Warum auch? Ich weiß noch alle Gesellen, die auf dem Bau waren — Wahrhaftig, es ist zum Lachen! Solche Dinge werden nun laut — als ob es das erste Mal wäre, daß ein Arbeiter verunglückte! Nein, nein, wer das sagt, bekommt es mit mir zu thun. Eine solche Schändlichkeit lasse ich auf mir und meinen Kameraden nicht sitzen. Ich war auch bei dem Baue — wer hat das gesagt? Wer hat das gesagt? Ich will es wissen! Dem zerschlage ich den Kopf mit dem Beile, der diese Niederträchtigkeit aussprengt! Wie, Vater Brand sei mit Absicht gestoßen worden? Von uns, die wir mit ihm auf dem Hause standen? Ich muß wissen, wer das gesagt hat, oder ich, ich —“

Fritz Blei konnte nicht weiter sprechen. Eine furchtbare Erregung hatte sich seiner bemächtigt; er sah leichenblaß aus und zitterte am ganzen Körper.

Sein glühendes Auge starrte das Bett an, in dem Vater Brand gestorben war, wie Else gesagt hatte. Es schien, als ob sich zwischen seinen bläulichen Lippen Schaum zeigte.

Der erschreckte Albert betrachtete den entsetzlichen Mann. Daß seine hingeworfene Aeußerung eine solche Wirkung haben konnte, hatte er nicht erwartet. Warum aber starrte Fritz das Bett an, als ob er einen Geist darin erblickte? Warum trat er zurück und tappte zitternd nach Hut und Stock?

„Blei, sind Sie krank?“ bemerkte Albert.

„Man wird es vor Aerger.“

„Ich habe Ihnen nur gesagt —“

„Lüge! Lüge! Mensch, hüten Sie sich! Ich rufe die Kameraden — Alle! Alle!“

Er hob drohend den schweren Stock.

„Blei, seien Sie vernünftig!“

„Ich muß fort, sonst zerspringt mir der Kopf! Albert, sprechen Sie das Wort nicht wieder aus! Meine Wuth kennt keine Grenzen!“

Dumpf grollend verließ er das Stübchen. Auf der dunkeln Hausflur hörte man ihn einen dumpfen Schrei ausstoßen.

Als Albert die Thür öffnete, trat ihm die erschreckte Else entgegen.

„Herr Gott im Himmel, was für ein Mann ist das! Blei muß betrunken sein — er stieß mich mit beiden Händen zurück und stürzte aus dem Hause.“

„Ja, er ist betrunken!“ meinte Albert.

„Wenn der gräßliche Mensch nur nicht kommt, während Sie auf der Reise sind.“

„Ich glaube es kaum. Halten Sie stets die Thür verschlossen, dann hat es Nichts zu sagen.“

Else trug das Geschirr hinaus.

„Den Patron werde ich mir merken!“ dachte Albert. „Seine Erregung war nicht Zorn, sie war Schrecken. Der fremde Herr hat einen furchtbaren Verdacht in mir angeregt. Ich werde vorsichtig forschen und dann handeln. Ein absichtslos gesprochenes Wort führt zu wunderbaren Entdeckungen. Wenn mein braver Vater ein Opfer der Bosheit

geworden wäre! — Wie kam der Fremde zu der Frage? Starrte Blei nicht leichenblaß nach dem Bette?"

Der junge Mann saß nachdenkend an dem offenen Fenster, bis Else ihm sagte, daß acht Uhr längst vorüber sei.

Rasch begann er seine Toilette.

Es war indeß stark dämmerig geworden.

Else brachte Licht.

Beide besprachen flüchtig Wirthschaftsangelegenheiten. Else bat, Albert möge nicht so lange ausbleiben. Nun war Alles in Ordnung. Die Zeit verfloß dem Harrenden langsam. Die Erregung that ihm wohl, sie brachte Zerstreuung und lenkte ihn von der Trauer ab. Albert glaubte sicher eine Entdeckung zu machen, die ihn der Armuth entreißen mußte.

Mit jeder Minute stieg seine Ungeduld, selbst die Befürchtung beschlich ihn, daß der fremde Herr nicht kommen könne.

Da ward plötzlich leise an die Thür geklopft.

Else erschrak so heftig, daß sie einen Schrei ausstieß.

Albert öffnete. Ein Diener in silbergestickter Livree stand auf der Schwelle. Es war dieselbe lange Gestalt, die dem Herrn den Wagen geöffnet hatte. Das hagere Gesicht des Dieners sprach eine Gutmüthigkeit aus, die sofort Vertrauen erweckte.

Else betrachtete ihn mit forschenden Blicken. Mit besonderem Wohlgefallen machte sie die Bemerkung, daß der Diener den betreßten Hut ehrerbietig in der Hand trug.

„Mein Herr läßt Herrn Albert bitten — Sie sind doch reisefertig?"

„Ich halte mein Wort!" sagte fest der junge Mann.

„Mich hält Nichts mehr ab, die Reise sofort anzutreten. Wo ist Ihr Herr?"

„Sie werden ihn im Wagen antreffen."

Albert wollte sein Bündel nehmen. Der Diener kam ihm zuvor.

„Gestatten Sie mir, daß ich meine Pflicht thue. Sie werden übrigens der Sachen nicht bedürfen, da Sie Alles, was zur Bequemlichkeit dient, vorfinden. Jeder Wunsch, den Sie aussprechen, geht sofort in Erfüllung."

„Wohin reisen Sie denn?" fragte Else. „Darf man es nicht wissen?"

Der Diener lächelte.

„Fragen Sie den jungen Herrn, wenn er zurückkommt."

„Er kommt doch auch sicher zurück?"

„Ich selbst werde ihn in dieses Stübchen führen. Von diesem Augenblicke an diene ich nicht meinem Herrn, sondern dem Gaste, der über mich verfügen mag."

Else hatte den Muth nicht, weitere Fragen auszusprechen, sie begnügte sich, den prächtig gekleideten Bedienten zu betrachten, der eine goldene Uhrkette und eine schimmernde Busennadel trug. Es lag überhaupt etwas so Vornehmes in dem Wesen, daß Else scheu fragte:

„Haben Sie denn auch unsern Vater Andreas bedient?"

„Das will ich meinen, und er ist mit mir zufrieden gewesen. Wir waren gute Freunde. — Doch ich sehe, Sie sind fertig, Herr Albert — gehen wir, wenn es Ihnen beliebt."

Der Zimmerpolier reichte der Wirthschafterin die Hand.

„Auf baldiges Wiedersehen, Else! Fürchten Sie nicht, daß ich ausbleibe, ich komme so sicher zurück, als ich jetzt von Ihnen scheide."

„Und ich verbürge mich dafür!" fügte der Diener versichernd hinzu.

„Wie heißen Sie?" fragte Else.

„Josef, gute Frau."

Die Männer verließen das Haus.

Else begleitete sie bis an die äußerste Grenze des Gartenzaunes. Von hier aus sah sie, daß Josef den Wagen öffnete, daß Albert einstieg, daß Joseph den Schlag schloß und sich dann neben den Kutscher setzte.

Der Wagen lenkte um, machte auf der Wiese eine Biegung und verschwand hinter den Bäumen.

„Gott sei mit ihm!" flüsterte Else. „Ich kann es ihm nicht verdenken, daß er reist, denn etwas muß die Geschichte zu bedeuten haben. Wäre Vater Andreas nur nicht so verschlossen gewesen, der wunderliche Mann — nun, Albert wird mir schon von seiner Reise erzählen. Findet er seine Eltern und wird er ein angesehener Mann, so sorgt er auch für mich. Ich lasse es mir nicht nehmen, es steckt etwas dahinter. Albert sieht gar nicht aus wie ein Zimmergeselle, wer nicht weiß, was er für eine Profession hat, muß ihn für einen Studenten halten. Der Vater hätte ihn auch studiren lassen, wenn es nur angegangen wäre."

So dachte Else, die sorgfältig die Hausthür schloß, in dem Stübchen aufräumte und dann ihr Kämmerlein aufsuchte, um sich der Ruhe zu überlassen, deren sie dringend bedurfte.

An einem der Buchenstämme stand Fritz Blei, in die Nacht hinausstarrend.

„Was geht denn hier vor?" murmelte er nach langer Pause. „Da kommt eine Kutsche mit zwei schönen Pferden bespannt — der Bediente greift dem Zimmergesellen unter die Arme, als ob dieser ein vornehmer Herr wäre — in dem Wagen ruft eine Stimme „guten Abend, mein junger Freund!" — Hätte ich dies Alles nicht mit eigenen Augen gesehen, hätte es mir Jemand erzählt, ich würde es wahrlich nicht glauben. Es geschehen doch seltsame Dinge in der Welt. Nun weiß ich nicht mehr über die Reise als zuvor. Ich konnte auch nicht fragen oder sonst etwas unternehmen, — mir scheint gerathen, daß ich warte. Wenn nun aber Albert nicht zurückkommt? Der Mensch kann gefährlich werden, er sprach von einer gewissen Absicht — Wetter und Hagel, ich muß vorsichtig sein. Reißen alle Stricke, so suche ich das Weite, mich hält ja nichts fest an diese Gegend."

Wie träumend verließ er die Gruppe der Buchen. Er kam bis an den Zaun des Gartens. Still lag das Häuschen des verstorbenen Arbeiters vor ihm. Aus Else's Fenster schimmerte noch Licht. Blei fuhr zurück.

„Nein, diese Baracke betrete ich nicht wieder! War mir doch, als ob Brand in dem Bette lag und mir die verwundete Brust zeigte — warum soll ich mich in Lagen bringen, die mich verrathen können? Gerold hat Recht, ich bin ein Schwachkopf, ein feiger Mensch, der sich vor Gespenstern fürchtet. Gibt es denn Gespenster? Habe ich in meinem Leben nicht daran geglaubt, und jetzt packt es mich, als ob ich ein Schuljunge wäre! Mit dem letzten Athemzuge ist

Alles aus, man begräbt den Leib, daß er verfaule und der Geist — bah, es ist noch Keiner gekommen, der uns gesagt hat, daß es ein sogenanntes Jenseits gibt. Phantasie, sagt Gerold, nichts als Phantasie. Ein Vogel frißt den andern, um sich zu ernähren — Jeder nimmt das Futter, wo er es findet. So lange ich lebe, will ich genießen und heiter sein!“ —

Er begann mit rauher Stimme ein Lied und ging der Stadt zu.

In dem ersten Wirthshause, das er vorfand, machte er Station. Gegen Mitternacht suchte er schwer berauscht seine Wohnung auf.

Man sieht, daß Meister Gerold in der Wahl des Wächters nicht glücklich ist.

Wir begleiten nun den Reisewagen, der Fritz Blei so viel zu denken gegeben.

Albert saß neben dem fremden Herrn, der nach den ersten freundlichen Begrüßungen sich schweigend zurückgelehnt hatte. Dann schien es, als ob er eingeschlafen sei. Die weichen, mit Seide überzogenen Polster des Wagens, der federleicht dahin rollte, bewiesen, daß der Besitzer reich genug war, um den Komfort des Lebens zu beschaffen. Der arme Albert erfuhr zum ersten Male, wie die reichen Leute reisen. Er saß bequem, wie in einem Eiderdunenbette. Wohin die Hand sich streckte, sie berührte seidene Polster. Das Rollen der Räder hörte man kaum.

Albert besaß eine lebhafte Phantasie, und darum plagte ihn die Langeweile nicht. Er dachte an Louisen und bildete sich ein, sie säße neben ihm als — seine Frau. Er selbst,

diese Phantasmagorie, nahm fast die festen Umrisse der Wirklichkeit an, war der Sohn einer reichen Familie, die sich glücklich pries, den einzigen Erben und Stammhalter wiedergefunden zu haben. Der gutmüthige, alte Herr, der sich ihm so geheimnißvoll genähert, war sein leiblicher Vater. Mit einem Entzücken, das sich nicht beschreiben läßt, gab der Zimmerpolier sich diesem köstlichen Sommernachtstraume hin, der je mehr an Lebhaftigkeit gewann, je länger er dauerte. Auch Vater Andreas erschien unter den auftretenden Traumgestalten; er führte eine hohe, stattliche Dame an der Hand, die ihn, Albert, Sohn nannte. Vater Andreas fragte lächelnd: „Habe ich ihn gut erzogen? Bin ich ein treuer Bewahrer Ihres Geheimnisses gewesen, gnädige Frau?“ Die gnädige Frau nickte und reichte dem Greise dankbar die Hand. Dann wieder lag Louise an seiner Brust und beschwor ihn, er möge sie nicht verlassen. Ein Bild jagte das andere, aber alle ruhten auf der Basis des wirklichen Lebens.

So waren einige Stunden verflossen. Die Bewegung des Wagens hatte nicht einen Augenblick nachgelassen. Mit der Sicherheit, die kräftige, gut geschulte Pferde verleihen, rollte die bequeme Equipage bald durch Felder, bald durch kleine Waldungen.

Da regte sich der alte Herr.

Er zog seine Uhr und ließ sie repetiren.

„Halb Eins!“ murmelte er.

Bei dem Zwielichte der Sommernacht, das durch die geöffneten Wagenfenster drang, betrachtete er seinen nachbarlichen Schläfer.

„Kein Wunder!“ flüsterte er. „Der arme Mensch hat den ganzen Tag gearbeitet. Glückliche Natur, die ich beneide!“

„Louise,“ rief Albert im Traume, „Du bleibst doch wohl die Braut des Armen! Nein, ich will nicht reich sein — von Dir lasse ich nicht! Du bist nicht stolz gewesen, hast den Arbeiter geliebt — Du wirst mein treues Weib —“

Die nun folgenden Worte blieben unverständlich.

„Ah, ein süßes Geheimniß!“ flüsterte der alte Herr, und er lächelte dabei. „Louise heißt die Geliebte des Armen — wenn sie nicht nur im Traume existirt. Albert ist ein interessanter Mann, auch sein Benehmen gefällt mir — wir werden ja sehen. Louise, Louise — den Namen muß ich mir merken. Ach, ich weiß nicht, ob Albert so glücklicher ist!“

Der alte Herr kreuzte die Arme und versank in Nachsinnen. Mehr als ein Mal seufzte er tief und schwer. Sein Kinn berührte die Brust. Plötzlich hielt der Wagen. Josef erschien am Schlage.

„Station!“ rief er.

Albert erwachte.

„Wo bin ich?“

„Auf der Reise, mein Freund!“

Der Polier kam rasch zur Besinnung, als er sich im Wagen sah. Er folgte der höflich ergangenen Aufforderung und stieg aus.

„Sind wir am Ziele?“ fragte er den fremden Herrn, der neben ihm stand.

„Für heute. Wir ruhen einige Stunden aus und setzen dann die Reise fort.“

Josef gab dem Kutscher ein Zeichen. Leise knallte die Peitsche — der Wagen verschwand.

Die Sommernacht ward durch das Licht des Mondes erhellt. Albert sah um sich. Er stand auf einem von Waldbäumen umgebenen Platze, über den hinweg der Weg sich wie ein weißer Streifen zog. Hinter den Bäumen erhob sich eine Bergkette, die sich dunkel von dem blauen, mit Sternen besäeten Nachthimmel abzeichnete. Eine frische, erquickende Waldesluft kühlte dem Reisenden die heiße Stirn.

„Ich bitte!“ sagte Josef.

Albert sah zurück. Vor ihm lag ein Landhaus, dessen Fenster im Mondenlichte blitzten. Einige derselben waren erleuchtet. Ein Theil des Daches ward von den Zweigen hoher Bäume bedeckt, die auf der rechten Giebelseite standen. Josef öffnete mit einem Schlüssel, den er aus der Tasche gezogen, die Thür des hohen Eisengitters, das das Landhaus umgab. Von ihm geführt, traten die beiden Männer in einen Vorhof, in dessen Mitte eine Fontaine emporrauschte. Das Wasser fiel in ein großes Steinbassin zurück. Man erstieg sechs Stufen einer Freitreppe. Durch die bereits geöffnete Thür traten die Reisenden in eine Art Salon, der durch Wachskerzen auf silbernen Leuchtern erhellt ward. Alles verrieth den Sommeraufenthalt vornehmer Leute. Die Möbel waren kostbar. In großen Vasen, die hier und dort standen, prangten frische Blumen, die einen würzigen Wohlgeruch verbreiteten. Große Gemälde in schweren Rahmen schmückten die Wände. In der Mitte des Salons stand ein mit drei Kouverts besetzter Tisch.

Der fremde Herr war still, fast traurig geworden. Er

ging, nachdem Josef ihm den Oberrock abgenommen, sinnend auf und ab. In seinen bleichen Zügen prägten sich Sorgen und Kummer aus. Albert beobachtete ihn. Er begriff nicht, wie Leute traurig sein konnten, die in so glänzenden Verhältnissen lebten. Ihm, dem lebensfrohen Zimmergesellen, der ein reiches Mädchen liebte und wiedergeliebt ward, erschien die Armuth als das größte aller Uebel. Der Arme vermochte seiner Ansicht nach nichts; er ward zurückgesetzt, verachtet. Und welch ein Glück mußte es sein, mit der Geliebten in einem solchen Hause zu wohnen, jeden ihrer Wünsche erfüllen zu können! Ob auch Vater Andreas hier gewesen ist? fragte er sich. Der Gedanke an den Verstorbenen stimmte ihn traurig. Es gab doch Ereignisse, die durch Reichthum nicht geändert oder ungeschehen gemacht werden konnten. Es gibt kein Mittel, den Tod zu bestechen oder abzukaufen.

Auch der fremde Herr mußte wohl einen Verlust erlitten haben — da stand er vor einem der Bilder, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, ganz im Anschauen der Dame versunken, die, fast lebensgroß, lächelnd auf ihn herabsah. Es war eine junge, schöne Dame, einfach und edel in Weiß gekleidet. Eine Schnur weißer Perlen wand sich durch das reiche, blonde Haar, das den köstlichsten Wellenscheitel bildete, den man sehen konnte. Welch ein wunderbarer Reiz lag in dem Lächeln des feinen Gesichts! Nur ein großer Künstler konnte den ausdrucksvollen Kopf auf die Leinwand gezaubert haben. Ein solches Bild hatte Albert noch nie gesehen. War es doch, als ob die Blicke der jungen Dame sich fest auf den alten Herrn richteten, der eine Unterhaltung mit ihr zu

führen schien. Aber er sah ernst, wehmüthig aus, während sie lächelte.

„Albertine!“ seufzte ganz leise der Herr.

Dann riß er sich gewaltsam los von dem Anschauen und trat zu dem Fenster.

Er schien vergessen zu haben, daß Albert sich in seiner Nähe befand. Langsam öffnete er den hohen Fensterflügel, kreuzte die Arme und starrte den Mond an, der groß und feurig über der Bergkette schwebte. Und dabei wiegte er, als ob er mit dem Gestirne der Nacht spräche, langsam und bedächtig das Haupt.

Josef erschien wieder. Ihm folgte ein Diener, der in silbernen Gefäßen die Speisen auftrug. Auch dieser Diener war ein Greis wie Josef. Mit ernsten Mienen, ohne auf den Gast zu achten, ging er seiner Pflicht nach. Man hörte seine Schritte kaum, da er sichtlich bemüht war, jedes Geräusch zu vermeiden. Josef stand einige Minuten neben seinem Herrn; er schien das Nachsinnen desselben nicht stören zu wollen.

„Gnädiger Herr!“ murmelte er endlich.

„Du, Josef?“

„Ja.“

„Wie steht's?“

„Die Speisen sind aufgetragen.“

„Gut Josef. Rufe die Komtesse.“

„Da kommt die gnädige Frau schon.“

Der zweite Diener hatte eine der Thüren geöffnet und stand ehrerbietig an der Schwelle. Einige Augenblicke verflossen, ehe eine alte Dame eintrat, gebückt, auf einen Stock

gestützt. Ueber ihren gekrümmten Rücken hing ein Mantel von grauer Seide, der die ganze kleine Gestalt einhüllte. Eine Mütze von schwarzer Seide, garnirt mit breiten weißen Spitzen, bedeckte den zitternden Kopf. Die Komtesse, wie Josef sie genannt hatte, stand sehr hoch in Jahren; ihr Gesicht war gelblich und von unzähligen Runzeln durchzogen. Die tief eingefallenen Wangen gaben kund, daß der Mund völlig zahnlos war. In kurzen Schritten den Stock voransetzend, ging sie bis in die Mitte des Saales. Der graue Mantel rauschte wie eine Schleppe über den glänzenden Parketboden.

Der gnädige Herr trat gemessen zu ihr, neigte sich und küßte ihr die Hand. Dann führte er sie zu Tische.

„Wo ist der junge Zimmermann?“ fragte sie mit zitternder Stimme, als sie ihren Platz eingenommen und den Krückstock an den Sessel gelehnt hatte.

Josef übernahm die Antwort.

„Hier, gnädige Frau!“

Und Josef führte den jungen Mann, der sich schon völlig vergessen wähnte, der Alten zu. Sie sah ihn mit seltsamen Blicken an. Ihr kleines, grünes Auge vergrößerte sich.

„Ich lasse Sie zum Handkusse!“ sagte sie stolz.

Und nun streckte sie zitternd die abgemagerte, mit hohen tiefblauen Adern bedeckte Hand aus, die der verwunderte Albert küßte.

„Sie sitzen mir gegenüber!“ befahl sie. „Ich will Sie immer sehen. Sle gefallen mir!“

Der gnädige Herr deutete melancholisch auf den Stuhl den Albert einnahm.

Josef bediente; er reichte zuerst der alten Dame, dann dem Gaste und zuletzt dem gnädigen Herrn die feinen, duftenden Speisen. Die Komtesse berührte sie kaum, sie kostete nur und tauchte Bisquit in den Wein, den sie behaglich schlürfte. Diese Beschäftigung hinderte sie nicht, den jungen Gast scharf anzusehen.

„Sie wollen das Geschäft übernehmen?“ fragte sie endlich.

Albert verneigte sich, obgleich er von dem Geschäfte noch keine Ahnung hatte; er verneigte sich fast aus Verlegenheit.

„Der alte Brand war ein braver Mann,“ sagte die Komtesse. „Ich bedauere, daß er todt ist. Ignaz,“ wandte sie sich zu dem gnädigen Herrn, der ebenfalls wenig Eßlust zeigte, „Ignaz, Sie haben mir nicht gesagt, wie der brave Zimmermann gestorben ist. Da er meine Gunst mit sich in das Grab genommen — möchte ich wohl Näheres erfahren.“

„Unser Gast wird Ihrem Wunsche genügen!“ entgegnete Ignaz, indem er Albert bittend ansah.

„Meinem Wunsche?“ rief die Alte entrüstet. „Sie drücken sich falsch aus!“

„Ihr Wunsch ist stets Befehl, Komtesse.“

Sie nickte, zufrieden lächelnd, mit dem Haupte.

Albert schilderte die Szene, wie wir es von Fritz Blei gehört haben, als dieser von dem Zimmermeister Geld erpressen wollte. Der junge Mann sprach gut und lebhaft. Der Schmerz trieb ihm die Thränen in die Augen.

„Das ist eine gefahrvolle Arbeit!“ rief die Komtesse. „Brand hat sterben müssen; ich bedauere ihn, o, wie bedauere ich den guten Mann! Er kann das Haus nicht mehr richten, andere Zimmerleute müssen kommen mit Beil und Säge.“

Die alte Dame sah lächelnd in ihr Glas; sie lächelte seltsam, unheimlich. Bei ihrem hohen Alter mußte dem Beobachter sich die Vermuthung aufdrängen: sie ist kindisch. Diese Vermuthung ward dadurch bestätigt, daß die Komtesse eine kostbare Goldkette am Halse und an den dürren Fingern Ringe mit funkensprühenden Steinen trug. Eitelkeit bei einer mehr als achtzigjährigen Frau, wenn sie sich in dieser Weise zeigt, ist eine Verirrung des Geistes. Das Abschreckende der dürren mumienartigen Glieder ward durch den Schmuck erhöht. Jede ihrer Bewegungen führte die Dame stark zitternd aus.

Albert wußte nicht, wie er diese Erscheinungen deuten sollte. Der Umstand, daß Vater Brand in gutem Andenken stehe, beruhigte ihn und drückte die Zweifel nieder, die sich in ihm erhoben. Der nächste Tag schon mußte ihm klar zeigen, zu welchem Zwecke man die abenteuerliche Reise veranstaltet hatte. Im Grunde seiner Seele hoffte er, daß der Schleier gelüftet werde, der geheimnißvoll seine Herkunft bedeckte. Aber wie war die Melancholie des Herrn Ignaz zu deuten, der bei dem Besuche in Buchau lebhaft und bestimmt gesprochen hatte? War es doch, als ob eine tiefe Trauer, ein heftiger Seelenschmerz ihn zu dem Verkehre mit Anderen untauglich machte.

Die Komtesse gab das Zeichen zum Aufstehen. Sie nahm ihren Krückstock und trat vom Tische zurück.

Die beiden Männer verließen ihre Plätze.

Ignaz küßte ehrerbietig der alten Dame die Hand.

„Ich habe ihn nun gesehen,“ sagte sie ernst.

„Sind Sie zufrieden?“

„Er gefällt mir. Fahren Sie fort, meine Befehle zu erfüllen. Wäre nur Andreas nicht todt! Ich hätte den guten Mann gern noch einmal gesprochen. Albert heißt Jener dort?“

„Ja, gnädige Frau!“

„Albert! Albert! Man gebe ihm bessere Kleider! Ich befehle es!“

„Und Ihr Befehl soll erfüllt werden.“

„Sie haften mir dafür! Ihren Arm, Ignaz!“

Die alte Dame legte ihren linken Arm in den rechten des Mannes; mit der rechten Hand stützte sie sich auf den Stock, den sie geschickt zu verwenden wußte. So verließ das Paar den Saal, ohne sich um den jungen Mann weiter zu kümmern, der ihnen betroffen nachsah.

Wollte man ihn geflissentlich nicht gewahren und zurücksetzen oder behandelte man ihn aus Zerstreuung wie einen Gast, der nur geduldet wurde? Im letzteren Falle hatte er es mit seltsamen Menschen zu thun; im ersteren war wenig Hoffnung vorhanden, das Geheimniß, das ihm am Herzen lag, zu ergründen.

„Herr Albert!“ redete ihn der lange Josef an.

„Ah, Sie sind noch da!“

„Ich bin immer da, bin stets bei Ihnen, wie ich mir schon früher zu bemerken erlaubte.“

„Was geschieht nun?“

„Sie folgen mir auf das Zimmer, das für Sie vorbereitet ist. Die Nacht ist kurz und wir müssen ruhen.“

Der Bediente nahm einen silbernen Armleuchter und schritt voran. Er erstieg eine bequeme Treppe, ging über einen Korridor und öffnete eine Thür. Der arme Albert war wie geblendet von der Pracht des Zimmers, das er betrat.

Josef deutete auf einen Alkoven, der durch einen Vorhang von grüner Seide geschlossen wurde.

„Hier hat Andreas Brand mehr als ein Mal geruht; auch Sie werden nicht wachen nach den Anstrengungen der Reise!“ fügte er lächelnd hinzu.

Und zugleich schob er die Vorhänge zurück, daß das saubere Bett sichtbar ward.

„Herr Josef!“

„Was beliebt, mein Herr?“

„Wo bin ich denn eigentlich?“

„Bei guten Leuten, lieber Herr.“

„Das begreife ich wohl; aber ich möchte doch gern aus leicht begreiflichen Gründen mehr wissen.“

„Sie haben versprochen, genau wie Ihr Pflegevater zu handeln.“

„Ja.“

„Andreas Brand hat nicht gefragt.“

„Ich soll doch meinen, daß eine gute Sache die Oeffentlichkeit nicht zu scheuen hat.“

„Es handelt sich hier um ein Familiengeheimniß und um das Glück guter Menschen. Gehen Sie ruhig zu Bett und vertrauen Sie einem alten Manne, der —“

Josef schwieg gerührt; er hatte die letzten Worte mit zitternder Stimme gesprochen.

„Fahren Sie doch fort!“ bat Albert.

„Sie können viel thun, wenn Sie schweigen und im Sinne Ihres verstorbenen Pflegevaters handeln. Dafür wird man Ihnen danken. Auf Ihnen ruhen die Hoffnungen einer ganzen Familie. Nun gute Nacht! Bedürfen Sie meiner, so ziehen Sie die Glocke.“

Josef hatte das Zimmer verlassen.

„Auf Ihnen ruhen die Hoffnungen einer ganzen Familie!“ wiederholte Albert, indem er sich auszukleiden begann. „Das ist schon etwas. Ach wenn ich doch meine Eltern kennen lernte — Louisens wegen!“

Er legte sich in das frische, schneeweiße Bett, nachdem er die Kerzen ausgelöscht. Der Schlaf meldete sich bald mit der Gewalt, die er auf junge Leute auszuüben pflegt. Albert betete für seine Louise und entschlummerte. Unter den angenehmen Gestalten, die der Traum ihm vorgaukelte, war die Louisens die angenehmste. Die Zeit, in welcher der Arbeiter gewöhnlich aufzustehen pflegte, war längst vorüber, denn die Sonne sandte ihren hellen Strahl durch die Fenster, als er erwachte. Ihm war, als ob er die jüngsten Ereignisse geträumt hätte. Verwundert rieb er sich die Augen. Das schimmernde Gemach blendete ihn fast. Er sprang auf. Neben dem Bette lagen die feinsten Kleider, wie sie ein Galanthomme nur wünschen kann. Albert erinnerte sich des Befehls der Komtesse; er zögerte nicht, Toilette zu machen. Die schwarzen Pantalons, die Lackstiefeln, die weißseidene Weste und der schwarze Frack lagen wie angegossen an den schlan-

ken, kräftigen Körperformen des jungen Zimmermanns. Selbst ein Vorhemd fehlte nicht, das an Feinheit und Weiße Alles übertraf, was Albert bis jetzt gesehen. Mit der Eitelkeit des Liebhabers, der seiner Schönen immer mehr zu gefallen sucht, betrachtete er sich im Spiegel.

Wahrlich, da zeigte sich ein wahrer Byronkopf! Das krause Haar, das bräunliche, edelgeformte Gesicht, die großen blauen Augen und das Bärtchen über der Oberlippe — Albert war mehr als interessant, er war schön. Erstaunt betrachtete er sich. Noch nie hatte er einen Frack getragen; jetzt hatte er ein solches Kleidungsstück, um das er die Kaufmanns-Kommis oft beneidet.

„Was ist denn das?" fragte er sich. „Treibt man einen Scherz mit mir oder soll ich wirklich ein vornehmer Mann werden? Das Findelkind, das der arme Zimmermann in sein Haus genommen, gleicht heute einem Baron. Ich habe einmal ein Schauspiel gesehen, in dem ähnliche Dinge vorgingen — da habe ich den Kopf geschüttelt und gelacht über die Tollheiten — heute geht es mir in Wirklichkeit so!"

Er sah durch das Zimmer, als ob er zweifelte. Und er hätte fast zweifeln mögen. Die Einrichtung war eine fürstliche zu nennen. Die Wände erglänzten von rothseidenen Tapeten und Gold. Das Geräth war zierlich aus Mahagoniholz gearbeitet. Die wunderlichsten Nippsachen standen auf den Simsen und Möbeln. Eine Reinlichkeit und Sauberkeit herrschte überall, die von der äußersten Sorgfalt der Hausverwaltung zeigte. In der Anordnung lag ein Geschmack, der nur eleganten Damen eigen ist. Wäre Albert in dieser

Sphäre bekannter gewesen, er würde errathen haben, daß er sich in einem Damenboudoir befand.

Nun öffnete er das Fenster. Ein Park lag vor ihm ausgebreitet, der ihn an die Feenmärchen erinnerte, die er in früher Jugend gelesen. Blumen, Gesträuche und Bäume standen in der üppigsten Pracht; dicht am Fuße des dunkelgrün bewaldeten Berges, der sich in kurzer Entfernung erhob, schimmerte die blaue Stahlfläche eines Teiches. Auf dem Platze vor dem Hause, den ein Kranz lebensgroßer Steinfiguren umgab, rauschte eine Fontaine.

Rechts zeigten sich die Fenster eines Treibhauses. Links zog sich eine dunkle Lindenallee hin, die sich in der Ferne verlor. Aber kein Spaziergänger, nicht einmal ein Arbeiter war sichtbar. In den Bäumen jubelte ein Heer von Vögeln und auf dem Teiche schimmerte das weiße Gefieder schwimmender Schwäne. Die Luft war rein und mild, eine köstliche Bergesluft, die kein rauchender Schornstein verpestete. Und eine Ruhe, ein Friede lag über der wundervollen Landschaft ausgebreitet, der den Geist zur Andacht stimmte. Die Menschen mußten glücklich sein, die immer hier leben konnten. So wähnte Albert, der starr vor Verwunderung die Herrlichkeiten betrachtete.

Josef trat ein.

„Ihre Glocke ruft mich nicht,“ sagte er lächelnd, „so muß ich denn ungerufen kommen. Gut, Sie haben Toilette gemacht — wir können zum Frühstück gehen.“

Albert erröthete; er wollte nicht eitel erscheinen und entschuldigte sich mit dem Befehle der Komtesse, die Kleider anzulegen.

„Ich würde Sie dringend ersucht haben, sich umzukleiden," entgegnete gutmüthig der Alte. „Haben Sie das Porträt gesehen?"

„Welches Porträt?"

Josef deutete nach der Thür des Alkovens. Ueber derselben hing ein Oelgemälde in Goldrahmen.

„Sehen Sie sich den Kopf genau an, junger Herr!"

„Vater Brand!" rief Albert erstaunt.

„Ihr Pflegevater."

Freundlich sah der Alte auf den Sohn herab. Die Aehnlichkeit des Bildes mit dem Originale war täuschend. Vater Brand trug die Kleidung vornehmer Leute; Niemand würde in ihm den alten Zimmergesellen vermuthet haben, der um geringen Tagelohn auf den Bauplätzen arbeitet; er sah gutmüthig aus, aber auch sehr nobel. Das Porträt war von der Hand eines bedeutenden Künstlers gemalt.

„Herr Josef," stammelte Albert, „ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie es in meinem Kopfe aussieht — wohin mein Auge sich wendet, erblickt es räthselhafte Dinge. Urtheilen Sie selbst: kann ich denn schweigend Alles an mir vorübergehen lassen? Die Brust möchte mir zerspringen —"

„Sie wird nicht zerspringen, ich kenne das! Schweigen Sie nur in Gottes Namen und überlassen Sie sich getrost meiner Führung, dann werden Sie an ein schönes Ziel gelangen. Mein Freund Andreas war nicht so neugierig — Seien Sie doch ein Mann, und vergessen Sie nicht, daß Sie Ihrem Glücke entgegengehen. Dort ist die Bürgschaft dafür."

Josef deutete noch einmal nach dem Bilde. Und Albert sah noch einmal hin. Die freundlichen Züge des Alten ermuthigten ihn wirklich, er schämte sich der wiederholt ausgesprochenen Bitte um Aufklärung. Und keck folgte er nun dem Bedienten, der ihn in das Erdgeschoß führte und dort die Thür zu der Veranda öffnete, die nach dem Garten hinaus ging. Prachtvolle Blumen standen in dichten Reihen auf der Balustrade und weiterhin Orangen in großen Kübeln. Ein köstlicher Duft erfüllte die Veranda und den Garten. Herr Ignaz saß lesend an dem Frühstückstische. Er legte das Buch nieder, um den Gast zu begrüßen. Der arme Herr sah heute ungewöhnlich bleich aus, seine Melancholie schien noch tiefer geworden zu sein, er mußte körperlich und geistig zugleich leiden. Das große Auge war trübe und matt, das erzwungene Lächeln drückte einen herben Schmerz aus. Albert empfand Mitleiden mit dem vornehmen Herrn, der sich des Vollgenusses seiner Güter nicht erfreuen konnte, der inmitten aller dieser Herrlichkeiten trauerte, die doch zum Frohsinn stimmen mußten. — Das Frühmahl ward schweigend eingenommen. Die alte Komtesse erschien nicht; Josef bediente, wie Abends zuvor, allein Sorge und Kummer lagen bleiern auf dem Manne, der dem Anschein nach, der Besitzer des irdischen Paradieses war.

„Josef,“ sagte Ignaz, „sorge für den Gast, ich werde meinen Geschäften nachgehen. Was sonst zu thun, ist Dir bekannt.“

Traurig reichte er dem jungen Manne die Hand und verschwand. Der Bediente führte seinen Schutzbefohlenen durch den Park. Alles, was Albert sah, verrieth einen großen

Reichthum, Geschmack und Freigebigkeit in Bewilligung der Mittel zu schönen Anlagen. Nach einer halben Stunde kamen die Spaziergänger in ein reizendes Birkenwäldchen. Ein Bach schlängelte sich zwischen den weißen Stämmen hin dem Weiher zu. Die Sonne brannte heiß hernieder; in dem duftigen Haine war es kühl. Hier und dort standen Ruhebänke.

„Still!“ sagte Josef plötzlich.

Albert blieb erschreckt plötzlich stehen.

„Was ist's?“

„Wir stören die Betrachtungen einer Dame.“

„Welcher Dame?“

„Ich bitte, treten Sie mit mir hinter diesen Baum.“

Josef wählte den starken Stamm einer Birke, die drei bis vier Schritte von dem Wege entfernt stand. Sie verbarg beide Männer.

„Verhalten Sie sich ruhig,“ bat der Bediente; „hätte ich gewußt, daß die Dame sich im Garten befindet, ich würde Sie durch das Thal geführt haben.“

„Darf ich die Dame nicht sehen?“

„O ja; aber es ist nicht gut, daß die Dame uns sieht. Wir müssen uns ihr um jeden Preis entziehen. Bleiben Sie ruhig!“ bat Josef ängstlich und dabei hielt er die Hand des Gastes fest.

Albert lauschte.

Da schimmerte eine schwarze Gestalt durch die weißen Stämme; sie kam langsam in dem ebenen Sandwege näher. Albert erkannte deutlich eine hohe, schlanke Dame im mittleren Lebensalter. Sie war völlig in schwarze Seide gekleidet; auch der leichte Florhut war schwarz. Ihr schönes, edel

geformtes Gesicht war bleich wie eine Lilie. Die Blicke auf den Boden gesenkt schwebte sie unhörbar vorüber. In der schlaff herabhängenden Hand trug sie ein weißes Tuch, das sie von Zeit zu Zeit an den Mund legte. Sie mußte krank sein, denn ihr Gang war unsicher und schwankend. Der lange Mantel floß wie ein Trauerflor über den schlanken Körper herab. Ohne rechts und links zu blicken ging sie weiter, dem Landhaus zu. Nach einigen Minuten war sie verschwunden.

Josef seufzte auf, als ob ihm ein Stein vom Herzen gefallen wäre.

„Gott sei Dank!“ fügte er hinzu. „Gehen wir weiter.“

Beide verließen den Platz, um tiefer in den Hain zu gehen.

Des Seltsamen ereignete sich hier so viel, daß Albert wähnte, er befinde sich in einer andern Welt. Menschen und Dinge waren hier nicht der Art, wie der junge Zimmermann sie zu sehen gewohnt; sie trugen den Stempel des Sonderbaren, des Außergewöhnlichen. Es ward ihm unbehaglich, zumal er seine Neugierde nicht befriedigen konnte. Und so ließ er sich ruhig auf vielen Umwegen nach dem Landhause zurückführen, das still und einsam, wie ein verlassenes Gut, in dem paradiesischen Thale lag. In dem Zimmer, das man ihm angewiesen, verließ ihn Josef.

Lange betrachtete er das Bild des Vaters Andreas.

„Die kurze Zeit vergeht!“ dachte er. „Ich werde ausharren, ohne weiter zu fragen, und wenn Wunderdinge vor meinen Augen geschehen — Louisens wegen. Ich wandle ja auf dem Wege, den Vater Andreas oft betreten hat. Wer

kann Interesse daran haben, mich in Gefahr zu bringen? Greift man mich an, so bin ich kräftig und gewandt genug, den Feind wirksam abzuweisen. Ich wage es, denn ich kann nur gewinnen, nicht verlieren."

Das Geräusch eines ankommenden Wagens unterbrach diese Betrachtungen.

Albert trat an das Fenster.

Eine elegante Reisechaise hielt vor der Veranda. Die muthigen Pferde stampften ungeduldig den Boden. Der greise Diener, der Abends zuvor die Speisen aufgetragen, erschien in einem langen, hellblauen Rocke, dessen Kragen und Aufschläge reich mit Silber gestickt waren. Er hatte sich offenbar zur Reise gerüstet. Nachdem er einige Minuten gewartet, riß er den Schlag des Wagens auf. Die schwarze Dame, am Arme Ignaz's, kam die Stufen der Veranda herab. Sie stieg langsam in den Wagen. Noch einmal ward ihre Hand sichtbar, die der zurückbleibende Ignaz küßte. Der Bediente schloß den Schlag, schwang sich hinten auf den Sitz — der Wagen verschwand zwischen den Bäumen des Parks.

Albert war abgespannt; er verbrachte zwei Stunden allein in dem Zimmer. Die Einsamkeit that ihm wohl, sie gestattete ihm, sich ungestört mit Louisen zu beschäftigen. Mit Sehnsucht gedachte er der Geliebten, an der sein ganzes Herz hing. Dem Träumenden verfloß die Zeit rasch. Josef kam und lud zum Diner ein, das in dem kühlen Salon eingenommen ward. Auch die alte Komtesse erschien. Sie war genau so gekleidet wie in der verflossenen Nacht. Bei dem Lichte der Sonne ließ sie sich deutlicher beobachten als bei dem Lichte der Kerzen. Das hohe Alter machte sie sehr

häßlich; ihr Blick war unstät und wirr, er gewann nur dann einigen Ausdruck, wenn sie ihn auf den Gast richtete, der ihr gegenüber saß.

Schweigend, wie sie gekommen, zog sie sich zurück. Ignaz begleitete sie.

„Machen Sie sich fertig," sagte Josef.

„Wozu?" fragte Albert.

„Nach einer Viertelstunde reisen wir."

„Sind wir noch nicht am Ziele?"

„Wir werden diesen Abend dort eintreffen, wo man uns erwartet. Hier haben wir geruht."

„Ist Herr Ignaz krank?"

„Es geht dem gnädigen Herrn besser," antwortete ausweichend der Diener; „Sie werden ihn bald gesprächig und freundlich sehen."

„Darf ich nicht Abschied nehmen von der Frau Komtesse?"

„Sie liebt Zeremonien dieser Art nicht; außerdem sehen Sie sie wieder."

Eine Viertelstunde später hielt der Wagen an dem Gitterthore.

Albert, der einen weißen Oberrock und einen feinen schwarzen Hut trug — Josef hatte für Alles gesorgt — stieg nach dem gnädigen Herrn in den Wagen, der, kaum daß er die Reisenden aufgenommen, leicht durch das reizende Thal rollte.

Stunden verflossen, ohne daß angehalten ward. Der Weg führte bald durch Felder, bald durch Waldungen und Wiesen. Albert, der sich durch das Betrachten der Landschaft

Unterhaltung zu verschaffen suchte, entdeckte hier und dort ein einsames Haus oder einen abgelegenen Weiler. Der Kutscher schien nur Feldwege zu wählen und Chausseen zu vermeiden.

So kam der Abend. Vor einem Dorfwirthshause fütterte der Kutscher die Pferde. Josef brachte Erfrischungen, wie er sie auftreiben konnte. Bald ward die Reise fortgesetzt. Nun bemerkte Albert, daß der Wagen auf einer staubigen Landstraße fuhr. Rechts und links zeigten sich wieder Berge und von Zeit zu Zeit Häuser und kleine Dörfer.

Nach einer Stunde war die Dämmerung der Nacht gewichen; die Straße führte durch einen Wald, dessen Bäume dicht zusammenstanden.

Ignaz sprach jetzt das erste Wort.

„Wir werden bald am Ziele sein, gedulden Sie sich nur kurze Zeit. Das Reisen ist lästig, vorzüglich in Gesellschaft eines Mannes, der leidet.“

„Sie leiden, gnädiger Herr?“ fragte Albert theilnehmend. —

„O, schon lange!“

„Ich beklage Sie.“

„Danke, mein lieber Freund!“

„Es müßte doch wohl Mittel geben, die Ihre Krankheit beseitigen.“

Der gnädige Herr seufzte.

„Ich hoffe, das Mittel noch zu finden; bis jetzt ist es mir nicht gelungen.“

„Sie sind reich, gnädiger Herr, können Alles bewerkstelligen — man sagt, Geld thue Wunder.“

„Es macht auch elend.“

Dies konnte Albert nicht begreifen, der den Satz festhielt: Der Arme ist ein beklagenswerthes Geschöpf. Die Armuth eben war es ja, die ihm nach seiner Meinung überall hindernd in den Weg trat. Die Armuth trennte ihn von der Geliebten, sie zwang ihn zu schweren Arbeiten und hinderte ihn an der Ausbildung seines Talents. Hätte Vater Andreas nicht das Haus richten müssen, er würde der Verletzung entgangen sein und erfreute sich ohne Zweifel heute noch der besten Gesundheit. Die Armuth hatte den fleißigen Arbeiter in das Grab gebracht.

Der junge Mann war erstaunt über den Ausspruch seines Begleiters, der doch ein großes Vermögen besaß.

In dem rasch rollenden Wagen herrschte tiefe Finsterniß. Der Forst war dichter geworden. Das Echo gab die Hufschläge der Pferde zurück, die nicht zu ermüden schienen. Man hörte das Knallen der Peitsche, die zur Eile antrieb. Fast war es, als ob man in einem Gewölbe fuhr. Das Rasseln der Räder erklang dumpf und hohl. Albert sah durch das offene Fenster — schwarze Finsterniß lag rings ausgebreitet, es war unmöglich, einen Gegenstand zu erkennen. Die Luft war kühl geworden und feucht wie in einem Tunnel.

Albert fühlte sich beengt, als ob der Wagen ihn einer Gefahr entgegentrüge; sein seufzender Begleiter kam ihm unheimlich vor.

„Nicht wahr, Sie haben Muth?“ fragte Ignaz plötzlich.

„Furcht kenne ich nicht, gnädiger Herr.“

„Auch verstehen Sie Ihr Handwerk.“

„Man sagt, daß ich nicht schlecht arbeite.“

„Gut, recht gut! Bewähren Sie Ihre Geschicklichkeit, es wird sich Ihnen Gelegenheit dazu bieten. Und dann bin ich Ihr dankbarer Schuldner.“ —

Ein donnerähnliches Getöse erschreckte den jungen Mann.

„Was ist das?“ rief er aus.

„Nichts! Nichts!“

„Sind wir nicht mehr auf der festen Straße?“

„Wir fahren über eine Holzbrücke, das ist Alles.“

Noch eine Minute dauerte das Tosen, das durch die Hufe der Pferde und durch die Räder hervorgebracht wurde, dann hielt der Wagen.

Eine Grabesstille herrschte rings; kein Lichtstrahl erhellte die undurchdringliche Finsterniß.

Plötzlich ließ sich ein Geräusch vernehmen, als ob knarrende Thorflügel geöffnet würden. Und so mußte es sein, denn der Wagen fuhr langsam weiter, dem hohlen Tosen nach zu urtheilen, durch ein gewölbtes Thor.

Eine halbe Minute verfloß; das falbe Licht von Fackeln, die hüpfend näher kamen, zertheilte die Finsterniß.

Der Wagen hielt. Josef öffnete den Schlag. Und zur Seite standen zwei Diener; jeder derselben trug eine rauchende Fackel.

Die Reisenden stiegen aus.

Albert war geblendet, er vermochte noch nicht zu erkennen, wo er sich befand. Ueber ihm glänzten die Sterne, aber rings umher erhoben sich dunkle Massen, die entweder Gebäude oder Mauern sein mußten. Der Eindruck, den die Umgebung auf ihn ausübte, war ein düsterer, unheimlicher,

trotzdem er einzelne Gegenstände noch nicht unterscheiden konnte. Eine kalte Luft wehte ihn an, eine wahre Kerkerluft.

„Ist Alles vorbereitet?“ fragte Ignaz, der sich fröstelnd in seinen Mantel hüllte.

„Zu Befehl, gnädiger Herr!“ antworteten einstimmig die Fackelträger, die in dunkle Livree gekleidet waren.

„Voran!“

Eine Fackel bewegte sich voran, die andere folgte.

Der Zug kam an eine kolossale Steintreppe, deren Stufen sich schwer ersteigen ließen. Das rothgelbe Feuer der Fackeln beleuchtete ein dunkles Haus mit tiefen Fenstern und breiten Simsen. Wohl zwanzig Stufen mußten die Reisenden betreten, ehe sie die Thür und eine weitere, niedere Hausflur erreichten, die mit großen Quadersteinen gepflastert war. Bei dem Lichte einer Laterne, die an der Decke befestigt, erkannte man Hirschgeweihe und Raubvögel, die, wohlgeordnet, eine seltsame Zierde der Wände bildeten.

Im Hintergrunde zeigte sich eine Treppe von schwerem Eichenholze, deren Geländer ein Kunstwerk von Schnitzarbeit war. Der Architekt wußte diese Arbeit zu würdigen.

Man erreichte den durch Laternen erhellten Korridor des ersten Stockes. Hier waren die Wände mit braunem Holze getäfelt, selbst die Decke zeigte prächtige Holzarbeit

Josef öffnete eine der kleinen Thüren.

„Gute Nacht, mein lieber Freund!“ sagte Ignaz.

Er reichte dem jungen Manne die Hand und verschwand in dem geöffneten Zimmer.

Josef stieg noch eine Treppe höher.

Der Korridor des zweiten Stocks war dem des ersten durchaus ähnlich.

„Hier ist das Gastzimmer!“ sagte Josef.

Mit diesen Worten ließ er den Gast eintreten.

Das Zimmer war dem Charakter des Gebäudes entsprechend eingerichtet. Das braune Getäfel der Wände, die schweren, dunkeln Möbel, groß und mit Schnitzwerk geziert, die kleinen Fenster in dicken Sandsteinmauern, die Holzdecke mit starken Tragbalken — Alles erinnerte an eine längst entschwundene Zeit.

Trotzdem war es gemüthlich in dem großen Raume. Das breite Himmelbett hatte dunkle Seidengardinen wie die beiden Fenster; in schweren Falten hingen diese Gardinen bis auf den Boden herab, der mit einem weichen Teppich belegt war.

Auf dem Simse des großen Steinkamins standen nicht nur Vasen mit frischen Blumen, sondern auch Figuren und eine Alabasteruhr, deren feste Pendelschläge durch den ganzen Raum schallten.

Dem Bette gegenüber stand ein bequemes Sofa; vor diesem ein ovaler Tisch, den eine dunkelgrüne Damastdecke einhüllte. Die Wachskerzen des dreiarmigen Silberleuchters verbreiteten ein helles Licht.

Josef hatte dem Gaste einige Minuten Zeit vergönnt, die Umgebung anzustaunen. Dann sagte er:

„Hier sind Sie Herr, hier haben Sie allein zu befehlen. Sie werden hier wohnen, speisen und schlafen. Ich kann nicht immer in Ihrer Nähe sein, da ich auch meinen armen Herrn zu bedienen habe.“

„Ihren armen Herrn?“ fragte Albert verwundert.

„Er ist unglücklich, wie kaum ein zweiter Mensch auf der Erde. Sie werden sein Unglück noch kennen lernen und gewiß Alles aufbieten, um es zu lindern. Von ihm selbst werden Sie die Anweisungen dazu erhalten. Ihnen steht immer ein Diener zu Gebote, der Ihre Befehle pünktlich ausführt.“

Josef setzte eine silberne Glocke in Bewegung, die auf dem Tische stand.

In der getäfelten Wand öffnete sich eine Thür, die sich auf den ersten Blick nicht erkennen ließ; es schien, als ob ein Fach sich ablöste.

Ein kleiner Mann trat hastig ein. Er trug die Livree des Hauses: blau und Silber. Man würde ihn für einen zwölfjährigen Knaben gehalten haben, wenn sein bartloses, bleiches Gesicht nicht einige Furchen gezeigt hätte.

Das spärliche Haar war hellblond und bedeckte mit seinen Spitzen eine Glatze.

Das Männlein war nicht mehr jung, aber ungemein beweglich und behend. Fragend sah er den langen Josef an.

„Fabian, siehst Du diesen Herrn?“

Fabian nickte mit dem Kopfe.

Josef fuhr fort:

„Es ist der Sohn des Andreas Brand, den Du so oft bedient hast.“

Das Gesicht des kleinen Mannes verrieth eine innige Freude; er reichte rasch dem Gaste die Hand und sah ihn bewegt an.

„Stoßen Sie sich nicht daran, daß Fabian stumm ist; er hört und sieht gut und wird Sie vortrefflich bedienen. Außerdem ist er der beste und treueste Mensch, den ich kenne, Sie können ihm Ihr ganzes Vertraues schenken. Ich stehe für ihn, wie für mich selbst. Wollen Sie mich sprechen, so senden Sie Fabian, ich werde nicht verfehlen, zu kommen. Gute Nacht!“

Josef hatte sich entfernt.

Fabian stand wartend in der Mitte des Zimmers.

„Sie haben meinen Vater gekannt?“ fragte Albert.

Der kleine Mann nickte wiederholt mit dem Kopfe.

„Mein Vater ist todt.“

Fabian zuckte zusammen. Bestürzt sah er den Gast an.

„Glauben Sie es nur!“ versicherte Albert traurig.

Der Bediente zog sein Tuch und trocknete die Thränen. Dann gab er durch Zeichen zu erkennen, daß er den Verstorbenen sehr lieb gehabt und sich gefreut habe, ihn wiederzusehen. Die Unterhaltung war für Albert nicht so schwierig, denn Fabian verstand ihn und wußte sich durch Gesten und Geberden ziemlich deutlich auszudrücken.

Albert legte den Oberrock ab, Fabian half ihm den Frack ausziehen. Dann brachte er einen bequemen Schlafrock mit dem Bedeuten, daß Vater Brand dieses Kleidungsstück gern getragen habe. Er beschrieb, wie der Alte darin sich ausgenommen und bequem auf dem Sofa ausgestreckt habe. Sein Mienenspiel war so lebendig, daß der Gast wenig zu errathen brauchte.

„Mich hungert!“ klagte Albert.

Fabian riß einen Wandschrank auf und holte ein voll-

ständiges Gedeck hervor. Zwei Minuten später lag ein weißes Tuch auf dem Tische, und Messer, Gabel und Löffel vom feinsten Silber erglänzten.

Der Stumme verschwand durch dieselbe Thür, durch die er eingetreten war.

Bald kam er mit leckeren Speisen zurück, deren Duft das ganze Zimmer erfüllte. Er brachte auch Wein und ein schimmerndes Krystallglas, das er mit dem Anstande eines gewandten Dieners kredenzte.

Albert lud ihn ein, mit ihm zu essen; Fabian dankte durch eine tiefe Verneigung.

Die Mahlzeit war beendet. Schüsseln, Messer, Gabeln und Löffel verschwanden eben so rasch als sie gebracht worden waren. Man hätte glauben mögen, Fabian brauche gar keine Zeit zu seinen Verrichtungen. Der Gast entließ den Diener. Dann begab er sich zur Ruhe, er war recht müde. Schon früh am nächsten Morgen erwachte er. In dem Zimmer herrschte noch Dämmerung. Albert hüllte sich in den Schlafrock, zog die Vorhänge zurück und öffnete ein Fenster. Welch ein Anblick bot sich ihm dar! Er sah in einen Hof, der von hohen schwarzen Mauern umgeben. Jenseits der Mauern ragten riesige Felsen empor, deren verklüftete Gipfel phantastische Gestalten bildeten. Kein Baum, kein Strauch, keine Blume zeigte sich.

Dem alten Gebäude, das einem Jagdschlosse aus dem Mittelalter glich, gegenüber lag ein kolossaler runder Thurm, völlig aus Stein erbaut. Tief unten im Thurme befand sich das Thor, die einzige Einfahrt zu dem Schlosse. Das Auge erblickte, wohin es sich wandte, nur Stein. Die ganze Be-

sitzung war rings von Felsen eingeschlossen, daß man sie füglich eine Bergfestung nennen konnte. Alles trug den Stempel des hohen Alters, der Einsamkeit und der Verlassenheit. Um die Spitze des Thurmes flog krächzend eine Schaar kleiner Raben. Das widerliche Geräusch erhöhte das Grauenvolle der Gegend, über der noch Morgendämmerung ausgebreitet lag. Für einen Menschen, der düstere Romantik liebt, oder die Welt haßt, wäre das Schloß ein passender Aufenthalt gewesen.

Albert hatte lange beobachtet; außer den Raben konnte er kein lebendes Wesen gewahren. Ihm ward doch ängstlich um's Herz. An Flucht, wenn sie nöthig werden sollte, war nicht zu denken. Zu welchem Zwecke hatte man den jungen Zimmermann nach diesem traurigen Orte geführt? Wie konnte er den Bewohnern nützen, die offenbar mit Gemüthsleiden kämpften? Und hier sollte Vater Andreas gewesen sein, ohne daß der alte Mann, der sich gern über seine Erlebnisse unterhielt, davon erzählt hatte. Was konnte Vater Andreas hier verrichtet haben? Albert bereute fast, in blindem Vertrauen seinem Führer gefolgt zu sein. In schmerzlicher Wehmuth gedachte er Louisens, die in großer Angst leben würde, wenn sie seine abenteuerliche Reise wüßte.

„Was auch geschehen wird," dachte er; „zu einer That, die ich nicht billige, lasse ich mich nicht verwenden. O, hätte ich eine Waffe!"

Lange verbrachte er am Fenster. Wäre er weniger befangen gewesen, er würde sich an dem großartigen Naturschauspiele ergötzt haben, das sich nun entfaltete. Die Sonne war hinter dem Hause höher gestiegen; ihr goldener Strahl

traf die Spitzen der Felsen und die runde Kuppel des gegenüberliegenden Thurms. Während hoch oben der junge Tag leuchtete, webten unten noch die Schatten der Nacht. Die Luft war dumpf und kühl, eine Gefängnißluft. Und dabei waltete eine grauenvolle Stille, die das Gekrächze der flatternden Raben widerlich unterbrach.

Nach langer Zeit schlug die Uhr auf dem Simse des Kamins fünf.

Albert wartete noch.

Was würde er darum gegeben haben, wenn er jetzt hätte sein Tagewerk beginnen können. Vielleicht war er ein Gefangener. Konnte er, der Findling, nicht ein Mensch sein, den für immer verschwinden zu lassen gewisse Leute ein Interesse hatten? Die seltsamsten Annahmen und Vermuthungen drängten sich ihm auf. Unwillig ergriff er die Glocke, die auf dem Tische stand, und klingelte.

In demselben Augenblicke ward die Thür geöffnet und Fabian trat rasch ein.

„Wo bin ich denn? Wie heißt dieses alte Schloß? Wer ist der Besitzer?“

Der Stumme legte die Hand an den Mund als Zeichen, daß er sich nicht verständlich machen könne.

„Dürfen Sie nicht antworten?“

Fabian schüttelte den Kopf.

„Oder wollen Sie nicht?“

Nun zuckte der Stumme mit den Achseln.

„Können Sie schreiben?“

Fabian verneinte es.

„Was hat mein Vater hier verrichten müssen?"

Fabian breitete die Hände aus, als wolle er sagen: ich weiß es nicht.

„Sie wissen es nicht?"

Und Fabian schüttelte wiederum mit dem Kopfe.

„O," dachte Albert, „die vorsichtigen Leute haben mir einen stummen Diener gegeben!"

Der kleine Bediente deckte den Tisch und brachte das Frühstück. Albert genoß nur wenig, er war zu erregt. Die Annahme, man habe ihn in eine Schlinge gelockt, ward ihm, da er argwöhnte, zur Gewißheit. Was sollte er beginnen? Er sah ein, daß er der Gewalt weichen und sich so lange ruhig verhalten mußte, bis man ihm den Zweck der Reise mittheilte.

Fabian hatte sich entfernt. In dem Zimmer war es wieder unheimlich still wie zuvor. Die gleichmäßigen Pendelschläge der Uhr unterbrachen diese Stille nicht. Das Zimmer schien ein glänzendes Gefängniß zu sein. Fest und schwer standen die getäfelten Wände und die großen altmodischen Geräthe. Die Sonne, die höher gestiegen, vermochte nicht ihre Strahlen durch die Fenster zu senden; die Felsen, die den Hof einschlossen, bildeten einen undurchdringlichen Schirm. Nur um Mittag konnte den Bewohnern die Wohlthat des vollen Lichtes und der Wärme werden. Albert sann darüber nach, in welcher Gegend er sich wohl befinden könne; aber nirgends ward ihm ein Anhaltspunkt, er wußte ja nicht einmal, welche Richtung der Wagen von Buchau aus eingeschlagen hatte. Seine geographischen Kenntnisse erstreckten sich auf alle Länder der Erde; von diesem Thale, das unfern der

Heimat lag, hatte er keine Ahnung. Die Armuth hatte ihm das Reisen nicht gestattet.

Josef erschien. Melancholisch grüßte er den Gast.

„Sind sie mit der Bedienung zufrieden?“ fragte er.

„Ja; aber ich möchte nun gerne wissen, woran ich bin.“

„So begleiten Sie mich.“

„Wohin?“

„Zu dem gnädigen Herrn.“

Beide Männer verließen das Zimmer. Sie stiegen zu dem dritten Stocke hinan. Auch hier war der Korridor genau wie in dem ersten und zweiten Stocke. Die Holzarbeiten, die Albert hier sah, rissen ihn zur Bewunderung hin. Das Getäfel der Wände, die Einrahmung der Thüren und die Verzierungen an der Decke bildeten Blätter und Früchte, die ein Meister in der Holzschnitzkunst hervorgebracht hatte.

Josef öffnete eine Thür, die zu einem kleinen Vorgemache führte.

„Warten Sie, lieber Herr!“

Er kam nach einigen Augenblicken zurück, um den jungen Mann in einen Saal treten zu lassen, der seine matte Beleuchtung durch ein hohes ovales Fenster empfing. Die Decke, ganz mit Holz ausgeschlagen, war gewölbt. Das Fenster, eine Art gothischen Kirchenfensters, reichte vom Fußboden bis zur Decke und hatte bemalte Glasscheiben, die von außen durch ein Drahtgitter geschützt wurden. Mehr konnte Albert nicht beobachten, da Ignaz ihn anredete. Der gnädige Herr war, wie Tags zuvor, in Schwarz gekleidet. Hinter ihm saß in einem geschnitzten Lehnstuhle jene bleiche Dame,

die Albert in dem Birkenwäldchen des Parkes gesehen hatte, als er mit Josef den Spaziergang gemacht. Wir wissen, daß sie am Morgen aus dem Landhause abgereist war, das Albert Nachmittags verlassen hatte. Die bleichen, traurigen Menschen in der düstern Umgebung brachten einen peinlichen Eindruck hervor.

„Sie werden nun ihr Werk beginnen,“ sagle Herr Ignaz. „Leider kann ich es Ihnen in diesem Augenblicke noch nicht näher bezeichnen; aber wenn Sie mir folgen und Zeuge einer Unterrednng sein wollen —“

„Mein Gott! mein Gott!“ seufzte die Dame, die starr den Zimmermann angeblickt hatte.

Albert war von Mitleid ergriffen; er hätte mit der Dame weinen mögen, die ihr Gesicht verhüllte.

In diesem Augenblicke hörte man Hammerschläge, die in einem Nebengemache ausgeführt wurden. Dumpf und hohl hallten sie durch den Raum. Die Dame lauschte auf die Schläge.

„Er arbeitet!“ flüsterte sie.

„Willst Du uns begleiten?“ fragte Ignaz.

„Ich werde eine verborgene Zeugin der Unterredung sein.“

Albert hatte jetzt Gelegenheit gehabt, das Gesicht der Dame näher zu beobachten. Wenn Gram und Sorgen nicht ein frühes Alter herbeigeführt hatten, so mußte sie vierzig und einige Jahre zählen. Ein hoher Grad von Intelligenz sprach sich in den schönen, scharf markirten Zügen aus; aber auch ein tiefes Seelenleiden.

Die Schläge ertönten von Neuem; diesmal heftiger und anhaltender.

Dann ward es plötzlich still.

„Ignaz," sagte die Dame schmerzlich, „gehe nun, es ist Zeit!"

„Benigna," fragte der Herr, „bleibst Du bei Deiner Ansicht?"

„Fest und unerschütterlich. Wir dürfen ja auch nicht mehr zögern."

Ignaz seufzte tief und schwer.

„Wohlan denn!" murmelte er.

„In Gottes Namen!" fügte die Dame hinzu, einen Blick gen Himmel sendend.

Eine unerklärliche Angst schnürte dem jungen Manne das Herz zusammen. Ihm war, als ob man ihn zu einer schrecklichen Szene führte. Die Umgebung war ganz dazu geeignet, den peinlichen Eindruck zu erhöhen, den das kurze Gespräch der beiden andern Personen hervorbrachte.

Ignaz öffnete eine Thür in dem Getäfel der Wand.

„Folgen Sie ihm, junger Mann!" bat die Dame, die sich erhoben hatte.

Als sie sah, daß Albert verlegen zögerte, fügte sie bewegt hinzu:

„Es droht Ihnen durchaus keine Gefahr; den Schmerz, der uns zerreißt, brauchen Sie nicht zu theilen."

Albert folgte dem Herrn.

Er trat in eine seltsame Werkstatt, deren Einzelnheiten er nicht genau beobachtete, da der Arbeiter seine volle Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Es war dieß ein langer, hagerer Mann mit schneeweißem Haupthaare. Ein voller Bart, gekräuselt und weiß wie das Haupthaar, bedeckten den größten Theil des abgehagerten, faltenreichen Gesichts. Die Nase, etwas stark, hatte eine römische Biegung. Das große Auge lag tief unter der hervortretenden, eckigen Stirn, auf die herab eine weiße Locke hing. Um den langen Hals wand sich nachläßig ein Tuch von schwarzer Seide. Den Oberkörper hüllte eine Blouse von grauer Leinwand ein, die durch einen braunen Ledergürtel mit Messingschnalle über den Hüften zusammengehalten ward. Weite Pantalon von demselben Stoffe reichten bis auf die Füße, die in braunen Lederschuhen staken. Die Hände waren groß und kräftig, wie die eines Arbeiters, der es sich sauer werden läßt.

Dieser Mann arbeitete an einem Kasten, der auf zwei massiven Böcken stand. Kunstreiches Schnitzwerk zierte die Seitenwände, die soeben zusammengefügt waren. Man sah Blumen, Blätter und Früchte in geschmackvoller Zeichnung.

Der Meister war einen Schritt zurückgetreten, hatte die Arme gekreuzt und weidete sich an dem Totaleindrucke, den die zusammengefügten Bretter gewährten.

„Gut," murmelte er mit tiefer Baßstimme, „die Ranken greifen genau in einander; die Blätter passen, als ob sie sich sanft um die Kanten schmiegten, und die Beeren treten deutlich hervor. Die Form ist gut, ich bin zufrieden."

Nun blieb er sinnend stehen.

„Balduin!" rief Ignaz so ruhig, als es ihm möglich war.

Und Balduin wandte langsam den Kopf zur Seite.

„Du kommst wie gerufen, Bruder!“

„Wahrhaftig?“

„Dort steht mein Sarg!“ rief Balduin, den langen Arm ausstreckend. „Macht er nicht einen freundlichen Eindruck? Die Kunst, die große, erhabene, mildert die Schrecken des Todes! Das ist mein letztes Werk, ich habe es an dem Tage vollendet, den ich festgesetzt hatte. Wenn der Abend dämmert, liegt der Deckel darauf.“

„Balduin!“

„Es ist gut, daß man an seine letzte Ruhestatt denkt!“ fuhr der Künstler wie im Selbstgespräche fort. „Ich habe stets daran gedacht. Alle irdischen Dinge haben keinen Werth, sind Tand — sie zerfallen in Nichts vor dem einzigen Worte „Sarg.“ Der Arme, der Reiche, der Böse, der Gute — der Stolze, der Demüthige, der Mächtige, der Schwache — der Glückliche und der Unglückliche — man legt ihn zuletzt in den Sarg. Auch den Unglücklichen!“

Balduin seufzte, strich die greise Locke aus der Stirn und legte die Hand auf den Sarg. Sinnend verblieb er in dieser Stellung.

Ignaz betrachtete ihn wehmüthig.

„Was soll ich hier?“ fragte sich Albert. „Ist jener Mann krank, daß er solche Dinge treibt?“

Er ließ den Blick durch das große Gemach schweifen, in dem er nun eine vollkommen eingerichtete Werkstatt erkannte. Alle Instrumente eines Holzarbeiters, von dem größten bis zum kleinsten, glänzten wohlgeordnet an den Wänden. Sägen, Meißel, Hämmer, Beile, Zangen, Feilen, Grabstichel, Zirkel und Winkelmaße, Hobelbank, Drehbank

und Gerüste aller Art sah der junge Zimmermann. Durch eine hohe gewölbte Thür glaubte er sogar eine Schlosser- oder Schmiedewerkstatt zu erkennen. Am Boden lagen Späne, kleine und große Holzstücke. Rohe Blöcke, regelmäßig aufgestapelt, zeigten sich im Hintergrunde.

Der Meister mußte ein fleißiger Arbeiter sein, mußte seine Kunst gründlich verstehen. Alles verrieth, daß hier stets thätige Hände walteten. Ein großes Fenster mit hellen Scheiben gestattete dem Sonnenlichte Eingang.

„Ich darf nicht rasten!“ fuhr Balduin auf. „Die Zeit vergeht rasch und noch habe ich viel zu thun. Das ist kein rechter Mann, der den Tag ohne Arbeit verstreichen läßt. Die Morgensonne scheint durch das Fenster. — Morgenstunde hat Gold im Munde! An's Werk denn — die Rosen müssen sich zu einer Laube wölben — das Immergrün darf keine abgebrochenen Ranken zeigen. — Ich arbeite korrekt wie die alten Künstler, deren Werke man heute noch bewundert. Die klassische Zeit ist vorüber — unsere Meister bauen leicht und ohne Geschmack. Das nennen sie neuere Schule — ich möchte sie für Narren halten, wenn sie nicht gar zu kluge Leute wären!“

Balduin begann wieder zu arbeiten. Er führte den Hammer mit der Geschicklichkeit des geübtesten Arbeiters. Mit zufriedenen Mienen betrachtete er das Gefüge des Sarges. Sein Lächeln war unheimlich, wie das eines Wahnwitzigen.

„Balduin!“ rief Ignaz.

„Wer ist da?“ fragte der Meister, der sich über den Sarg gelegt hatte.

„Ich, Dein Bruder!“

„Ignaz! Mein zweiter Bruder — willst Du mich daran erinnern, daß ich der Erstgeborene bin? Und doch — Du hast recht. Wer früher geboren, stirbt früher, das ist Naturgesetz. Sei ohne Sorge, ich sterbe bald — Die Kraft meines Körpers hat abgenommen — schon seit Jahren — Ich tauge längst nicht mehr für diese Welt — Was kümmert mich der Tod? Meine Werke sind unsterblich.“

Der arme Meister hatte sich stolz emporgerichtet; seine großen Augen glühten, als ob ihn plötzlich ein anderer Geist beseelte. Feierlich legte er die Hand auf den Sarg.

„Ich fürchte ihn nicht! Dort ruht sich's gut nach gethaner Arbeit. Ich habe mir mein Bett selbst gezimmert und geschnitzt. Gibt es einen Fürsten, der sich dessen rühmen kann? Aber ich will nicht in der Erde ruhen — hoch oben in freier Luft, im Sonnenschein, frisch und frei, nicht den Würmern ein Raub —“

„Bruder, denke doch nicht an den Tod! Du hast noch ernste Pflichten im Leben zu erfüllen.

„Pflichten? Was für Pflichten?“

„Denke an Benigna.“

Balduin fuhr mit der Hand nach der Stirn.

„Ach, Benigna!“ rief er schmerzlich.

Dann starrte er einige Augenblicke düster zu Boden.

„Was will Benigna?“ fragte er murmelnd.

„Sie ist Deine Gemalin.“

„Ich weiß es.“

„Ein herber Seelenschmerz verbittert ihr das Leben.“

Balduin warf einen langen, schwermüthigen Blick auf den Bruder.

„Habe ich ihr den Schmerz bereitet? Wer mißt mir die Schuld bei?"

„Nein, nicht Du, Bruder, die Hand des Schicksals —"

„Glaubst Du denn immer noch an ein Schicksal?" rief bitter lächelnd der Meister.

„Ich glaube daran."

„Es giebt kein Schicksal, oder doch nur ein solches, das der Mensch sich selbst bereitet."

„Lassen wir das."

„Gäbe es eine Macht, die des Menschen Schicksal leitet, so muß es eine furchtbare sein. Haben wir gesündigt? Bin ich ein Verbrecher? Was hat Benigna gethan, die arme Mutter?"

Balduin brach in ein bitteres Lachen aus.

Ignaz ergriff die Hand des bleichen Mannes.

„Bruder," sagte er bittend, „Du selbst hast den heutigen Tag bestimmt —"

„Ich? Wozu?" fragte Balduin, wie aus einer Zerstreuung zurückkehrend.

„Dein letztes Werk ist heute vollendet."

„Das ist es, dem Himmel sei Dank. Und es ist ein Meisterwerk."

„Du wirst nun nicht mehr arbeiten?"

„Nein, ich gehe ein zur ewigen Ruhe. Ihr gönnt mir sie wohl nicht?" fragte er bitter.

„Wir gönnen sie Dir, Bruder."

„So stört meine Einsamkeit nicht; diese letzte Bitte spreche ich aus."

„Aber wir verlieren Dich! Die Welt verliert einen Künstler —"

„Halt, das ist nicht wahr!" rief Balduin, die Hand ausstreckend. „Wer hat dieses Jagdschloß mit eigener Hand ausgebaut? Ich! Ich! Alles, was das Auge erblickt, ist mein Werk! Und mein Werk wird bleiben, so lange diese Felsen stehen. Der Künstler ist unsterblich. Tröstet Euch und gönnt mir die Ruhe, die ich verdient habe. Ich bin recht müde —"

Er legte den Arm auf den Sarg und den Kopf auf den Arm.

Albert erkannte, daß er einen schwachsinnigen oder mindestens doch einen überspannten Mann vor sich hatte. Zu welchem Zwecke aber mußte er Zeuge dieser Szene sein? Er sollte es bald erfahren.

„Balduin!" rief Ignaz.

Der Angeredete erhob sich langsam; er sah fragend um sich. —

„Balduin, wo willst Du ruhen?"

„Bei meinem Kinde!"

„Und wo ruht Dein Kind? Triff Deine letzten Bestimmungen, wir werden sie treulich erfüllen."

„Ja, ja! Wo ist mein Zimmermann?"

„Brand ist gestorben, er ist ein Opfer seiner Arbeit geworden."

Der Meister zuckte heftig zusammen, als ob er einen jähen Schmerz in der Brust empfände.

„Das war's! Das war's!" rief er mit erstickter Stimme. „Nun erkläre ich mir Alles! An jenem Sonntagmorgen, es war ruhiges Wetter, kein Lüftchen regte sich — da stürzte

der große Balken herab — wie von unsichtbarer Hand geschleudert. Brandt ist todt, der brave Mann! Wer ersetzt ihn mir?" fragte Balduin trostlos.

„Hier steht sein Sohn! Albert vollendet das Werk seines Vaters."

Der Künstler betrachtete den jungen Mann.

„Bist Du Zimmermann, Freund?" fragte er barsch.

„Zimmermann und Architekt, gnädiger Herr! Ich stelle mich Ihnen zur Verfügung. Was soll ich thun?"

„Du sollst mich begraben. Diesen Liebesdienst habe ich von Deinem Vater erwartet — nun wirst Du ihn mir leisten."

Albert schauderte zurück.

„Gehen Sie darauf ein!" flüsterte ihm Ignaz zu. „Sie sehen, der arme Mann ist geisteskrank. Dadurch, daß wir ihm nachgeben, gelangen wir in den Besitz eines wichtigen Geheimnisses."

Balduin war rasch zu dem Fenster getreten und hatte einen Flügel in demselben geöffnet. Der Weg zu dem Balkon war frei geworden.

„Brand!"

„Hier bin ich!"

„Komm' zu mir!"

Albert folgte.

Balduin ergriff seine Hand und führte ihn auf den Balkon, der nur eine niedere Steineinfassung hatte. Von hier aus ließ sich erkennen, daß das Jagdschloß auf einem Felsen stand. Tief unten gähnte eine schwarze Schlucht, in der ein Wasser rauschte. Gegenüber, getrennt durch die

Schlucht, erhob sich ein riesiger Felsenkegel, auf dem ein aus Stein erbauter runder Thurm stand, ähnlich dem, der das Thor bildete. Die Spitze desselben war aus Holz gezimmert und mit grauem Schiefer gedeckt. Unter der Spitze lief eine Eisengallerie hin. Ein Zugang zu dem alten Gemäuer ließ sich nirgends entdecken.

Der Thurm, an dessen Fuße Gestrüpp und Ranken wucherten, stand einsam und verlassen auf dem Fesengrunde. Hinter ihm zeigten sich niedere Granitblöcke und Wald. In weiter Ferne sah man eine fortlaufende Bergkette.

Balduin hatte einige Augenblicke die Spitze des Thurmes betrachtet, die hell in der Morgensonne schimmerte.

„Bist Du ein rechter Zimmermann?“ fragte er nun.

„Ich glaube, gnädiger Herr.“

„Dann mußt Du jenen Thurm ersteigen.“

„Und was soll ich thun, wenn ich oben bin?“

„Unter der Kuppel ist ein luftiges Gemach, klein, rund und nicht hoch. Dein Vater hat es erbaut nach meiner Zeichnung. Es ist mein Begräbniß. — In der Luft will ich ruhen, nicht in der feuchten und finsteren Erde. Steige jetzt hinauf — nimm ein Beil mit Dir — öffne die Thür — in dem Gemache steht ein Kindersarg —“

Balduin schwieg; er preßte beide Hände auf die Brust.

„Mein Kind! mein Kind!“ rief er in durchdringenden Tönen. „Dort oben liegt mein Kind! Weiß der kalte Fels, was ein Vaterherz empfindet, das um sein Kind trauert? Nein! nein! Auch die Menschen, die fühllosen, wissen es nicht! Hier ist Alles zerrissen, Wunde klafft an Wunde —

Und das hat das Schicksal gethan? Nicht wahr, es gibt ein Schicksal?"

Er brach in ein bitteres Lachen aus.

„Tollheit!" fuhr er fort. „Ich will ja nicht weinen, will nicht trauern! Mein Kind hat der Welt kein Andenken hinterlassen — wer erinnert sich des blonden Knaben, der auf den Knien seines Vaters spielte und den Hals seiner Mutter umklammerte? Der schöne Körper ist zerstört — man hat ihn mir gemordet! — Ich muß zu Ende kommen. — Bin ich nicht unsterblich? Die Werke dauern fort, die Menschen vergehen! So will ich denn die Dinge ordnen — — Benigna soll die Erbschaft antreten — ich verzeihe ihr!"

Balduin strich das graue Haar aus der Stirn und sah in den blauen Aether empor.

„Ja, mein Werk ist vollendet! Der Zimmermann mag hinansteigen — Dort oben ist mein Mausoleum — Freund, Du trittst ein durch die Thür — rechts an dem Gitter steht der braune Sarg — öffne ihn vorsichtig — zerstöre die Blume nicht, die eine Meisterhand geschaffen — der Kopf des Kindes ruht auf einem Ebenholzkasten — diesen Kasten hole mir!"

Albert versprach es.

Beide traten in das Gemach zurück.

Balduin begann wieder zu arbeiten.

Ignaz führte den Zimmermann in das erste Gemach, wo Benigna wartete. Die Dame war so erregt, daß sie kaum sprechen konnte; sie kannte den Auftrag, den Albert empfangen hatte.

„Wollen Sie es wagen, den Thurm zu besteigen?“ fragte sie bebend.

„Ich bin gewohnt, an gefahrvollen Orten zu arbeiten, gnädige Frau. In der Arbeit, die man mir aufgetragen, erblicke ich keine große Gefahr. Erlauben Sie mir, daß ich den Thurm untersuche.“

Die Dame drückte ihm innig die Hand.

„Seien Sie vorsichtig!“ bat sie. „Ich würde Sie zurückhalten, wenn uns nicht so viel an der Erlangung des Kästchens läge. Und einem andern dürfen wir uns nicht anvertrauen. Beginnen Sie Ihr Werk; ich werde Gottes Schutz auf Sie herabflehen.“

In Benigna's Augen erschienen Thränen. Sie wandte sich gewaltsam ab, um ihren Schmerz nicht zu zeigen.

„Folgen Sie mir!“ rief Ignaz. „Die Zeit drängt.“

Er führte ihn in das Erdgeschoß des Schlosses. Hier wartete der stumme Diener, der bereits Auftrag hatte, den Zimmermann zu geleiten.

Ignaz entfernte sich, nachdem er einige ermuthigende Worte an Albert gerichtet und von großer Belohnung gesprochen hatte.

Fabian übergab dem Zimmermann nun leichte Kleider, die er schon bereit gehalten hatte. Albert legte sie an. Nach fünf Minuten sah er aus wie ein Turner. In dem Ledergürtel trug er ein blankes Beil und eine Strickleiter.

Fabian sprang munter voran. Der kleine Mensch zeigte die Beweglichkeit eines Jünglings von sechszehn Jahren. Beide gingen durch eine Art Souterrain mit gewölbter Decke Eine ovale Thür stand offen. Der Bediente deutete auf ein

Brett, das am Boden lag. Albert verstand ihn, er nahm das Brett und legte es über die Schlucht, die hier eine Breite von sechs bis sieben Fuß hatte. So war das Schloß mit diesem Felsen verbunden. Die beiden Männer gingen hinüber. Ein Fußpfad ließ sich nicht erkennen; die Steinblöcke waren mit Moos und Kraut bewachsen. Tief unten rauschte das Wasser, das sich durch Spalten und Risse fortwand. Eine feuchtkalte Luft füllte den Felsengrund an.

Man kam zu dem Kegel, der die Basis des Thurms bildete.

Albert sah empor.

Sein scharfes Auge entdeckte bald eine eingehauene Treppe, deren Stufen mit Moos bewachsen waren. Diese Treppe wand sich spiralförmig um den Kegel und führte zu einer Oeffnung in dem Thurme, die durch ein starkes Brett verschlossen wurde.

Das Brett wich vor den kräftigen Beilhieben Alberts.

Die Männer standen in dem schwarzen Innern des Thurmes, den eine feuchte und dumpfe Luft erfüllte. Der Boden mußte mit Quadratsteinen gepflastert sein, denn die Schritte hallten wieder wie in einem Gewölbe. Man hörte auch das Fallen von schweren Wassertropfen.

„Was wird nun?“ fragte Albert.

Statt der Antwort fühlte er seine Hand ergriffen und fortgezogen. Fabian kannte den Ort; er hatte eine Wendeltreppe gefunden, die sich eng zwischen dem alten Gemäuer emporwand. Die Stufen derselben waren unregelmäßig und ausgetreten. In der Höhe von ungefähr zwanzig Fuß drang Licht durch ein kleines viereckiges Loch. Hier erkannte Albert,

daß das Gemäuer aus wohlzugerichteten Steinen zusammengefügt war.

Fabian wollte ruhen.

„Vorwärts!“ rief der Zimmermann. „Wir brauchen Luft und Licht.“

Der kleine Bediente sprang weiter.

Der Luftlöcher zeigten sich bald mehrere.

Nach fünf Minuten blieb Fabian stehen.

„Was gibt's?“ fragte Albert, der vor Begierde brannte, das Werk zu vollbringen.

Fabian stieß Töne aus, die sich nicht deuten ließen. Albert trat ihm zur Seite; er fand, daß die Treppe durch eine Holzthür geschlossen war. Er zog sein Beil. Dumpf hallten die gewaltigen Schläge durch die Wölbung. Die starken Bretter der Thür hielten lange Stand; endlich wichen sie der Kraft und Geschicklichkeit des Zimmermannes, der im Dunkeln gearbeitet hatte. Krachend brach die Thür zusammen. Das helle Sonnenlicht drang herein. Die Männer traten auf eine Art Platform, die von einem Holzgitter eingeschlossen ward. Hier war das Gemäuer zu Ende. Aber auf demselben erhob sich nun die Kuppel, die von starken Holzpfeilern getragen ward. Ein starker Luftstrom zog von den Bergen herüber. Albert hatte keinen Sinn für das eigenthümlich schöne Panorama, das sich unter ihm ausbreitete; seine Aufmerksamkeit ward von dem Baue gefesselt, der sich über seinem Haupte erhob. Er erinnerte sich vor längerer Zeit eine Zeichnung entworfen zu haben, die Vater Brand ihm als Uebung aufgegeben.

Hier fand er die Konstruktion wieder, die er sich damals nicht hatte erklären können.

Den Riß, den er bei der Zinnlampe gezeichnet, den er als ein kindisches Phantasiestück betrachtet, fand er hier ausgeführt. Die Kuppel konnte nur das Werk Vater Brand's sein. Je länger Albert den wunderlichen Bau betrachtete, desto deutlicher erinnerte er sich der Einzelnheiten des Plans.

Nirgends zeigte sich eine Treppe.

Fünf riesige Balken trugen das kleine Haus, das Balduin als sein Mausoleum bezeichnet hatte. Die Entfernung von dem Gemäuer bis zu dem Hause war bedeutend. Es war ein wunderlicher, aber solid ausgeführter Bau, der durch seine Kühnheit das Erstaunen des Fachmannes erregte.

Hoch oben um das Haus zog sich eine Galerie von Holz hin. Diese mußte man erreichen, um in das Innere zu gelangen.

Fabian hatte den Zimmermann ängstlich beobachtet; er schien zu fragen, ob es ihm möglich sein werde, das Ziel zu erreichen.

Es war ein gefährliches Stück Arbeit.

„Ich vollbringe es!" dachte der Zimmermann.

Nun untersuchte er die einzelnen Säulen.

In einer derselben fand er starke Nägel eingeschlagen.

Die Strickleiter war überflüssig geworden. Die Nägel ließen sich als Stufen benützen.

Albert schickte sich an, die Fahrt zu unternehmen. Die Höhe, in der er sich befand, war bedeutender, als er gedacht hatte.

Fabian zeigte nach dem Schlosse, dessen Dach kaum die Höhe des Felskegels erreichte. Da standen Ignaz und Benigna an dem hohen Fenster, dessen Flügel sie geöffnet hatten. Die schwarze Dame winkte mit dem weißen Tuche, als wolle sie zur Vorsicht mahnen, oder Glück wünschen. Dann lehnte sie denn Kopf an die Schulter Ignaz's. Alle diese Bewegungen sah Albert wohl; er suchte sie indeß nicht zu deuten, sondern schritt muthig zum Werke. Wie oft hatte er auf schwankenden Gerüsten gestanden und schwere Arbeit vollbracht. Hier handelte es sich nur darum, ein Kästchen zu holen, das kein großes Gewicht haben konnte.

Keck umschlang er die Säule und setzte den Fuß auf den nächsten Nagel. So erreichte er den zweiten, dritten und vierten. Bald schwebte der Verwegene hoch über der Plattform in freier Luft.

Fabian zitterte; er konnte nicht nachblicken, er konnte nur beten.

An dem Fenster standen der Herr und die Dame, die dem gräßlichen Schauspiele zusahen. Und die verwegene Fahrt mußte unternommen werden eines irrsinnigen Menschen wegen.

In der Mitte der Höhe ruhte Albert. Er stand mit dem Fuße auf einem Nagel und hielt mit beiden Armen die Säule umklammert. Er glich einem Knaben, der einen hohen Baum erklimmt. Nach einigen Minuten setzte er die Luftreise fort, die bis jetzt für den gewandten und kräftigen jungen Mann keine Gefahr bot. Alle seine Bewegungen waren entschlossen und wohl berechnet. Man erkannte den Arbeiter, der in seinem Berufe wirkt.

Auf dem letzten der Nägel stand er still.

Er untersuchte die Decke. Nirgends ließ sich eine Spur von einer Oeffnung erkennen. Die Bretter waren regelrecht gefügt und genagelt. Der Zimmermann mußte demnach von Außen die Galerie zu erklimmen suchen. Er stieg um einen Nagel höher und bog den Kopf, um die Böschung zu ermessen. Es gehörte mehr als Kühnheit, es gehörte Verwegenheit dazu, den Schwung zu wagen. Albert gedachte der Gefahr nicht, er hatte nur das Ziel im Auge, das zu erreichen er sich vorgesetzt. Konnte er sich doch auf seine Elastizität verlassen, die sich in vielen schwierigen Fällen schon bewährt hatte. Den Rückweg gedachte er dadurch zu erleichtern, daß er ein Brett des Bodens zertrümmerte und von Innen herabstieg. Er trug ja Beil und Stickleiter im Gürtel.

Der Fuß des kühnen Arbeiters stand auf dem letzten Nagel.

„Mit Gott!“ rief er. „Ich muß hinauf!“

Rasch griff er nach der Galerie.

Die rechte Hand erfaßte einen Stab des Eisengitters. Wenn dieser Stab nicht fest war, wenn er nachließ, stürzte Albert in die Tiefe. Das Eisen blieb unbeweglich. Nun stieß Albert mit dem Fuße an die Säule — sein Körper schwebte einen Augenblick in freier Luft — die Brust ruhte auf der Böschung — beide Hände hatten das Gitter erfaßt — die Füße hingen schlaff hernieder, sie hatten keinen Haltungspunkt.

Unten stand Fabian und hielt die gefalteten Hände emporgestreckt. Die Angst erpreßte ihm inartikulirte Töne, die wie Hilferufe erklangen.

Albert konnte nicht lange in dieser Lage bleiben. Die Hände wurden matt, die Brust schmerzte. Nun nahm er alle Kraft zusammen. Die Sehnen des jugendlichen Körpers dehnten sich — die Kniee fanden einen Stützpunkt auf der Böschung; aber sie glitten aus, das Holz war zu rund — der Zimmermann hing wieder, wie zuvor, nur an den Händen.

Er mußte ruhen.

Die zweite Kraftanstrengung hatte denselben Erfolg; wiederum gleiteten die Knie aus.

„Louise! Louise!“ stammelte Albert.

Zurück konnte er nicht, da der Fuß zu kurz war, um die Säule zu erreichen. Es begriff ganz das Gefahrvolle seiner Lage. Trotzdem bewahrte er Fassung und Gleichmuth. Mit kundigem Auge blickte er zu der Galerie empor. Der Eisenstab hatte in der Mitte einen Ring. Langsam bewegte er die rechte Hand — sie erfaßte endlich diesen Ring. Die linke Hand ging nach — nun hob sich der ganze Körper — beide Hände erfaßten die oberste Kante des nicht hohen Gitters — die Fußspitzen berührten die Böschung — der letzte Stoß erfolgte — Albert schwang sich über das Gitter auf die Galerie.

Es war die höchste Zeit. Der ganze Körper bebte, kalter Schweiß bedeckte sein Gesicht, die Kraft hatte ihn verlassen. Ein Dankgebet flüsternd lehnte er sich an das Bretterhaus. Nun sah er nach unten. Der Thurm war doch höher als es den Anschein hatte. Wie klein sah das Schloß aus, das zwischen den Felsen lag, die jenseits darüber hinausrag-

ten. Die Schlucht am Fuße des Kegels glich nur noch einem schwarzen Streifen.

Ein frischer Wind kühlte das Gesicht des verwegenen Zimmermannes, der stolz auf die zurückgelegte gefahrvolle Bahn blickte. Eine ähnliche Aufgabe war ihm bis jetzt nicht geworden. Und er hatte sie glücklich gelöst — vielleicht eben so wohl zu seinem eigenen Heile als zum Vortheile derer, die ihn dazu veranlaßt.

Fünf Minuten der Ruhe genügten um ihn völlig zu kräftigen.

Das Beil in der Hand tragend, umschritt er das runde Gebäude, das statt der Fenster oben kleine Luftlöcher hatte. Der Bau war solid aus starkem Eichenholze aufgeführt.

Ein Mausoleum hoch oben in freier Luft — es war ein bizarrer, und doch kühner Gedanke! Hier also sollte die Leiche eines Kindes ruhen —

Albert schauderte zurück.

Eine seltsame Vermuthung stieg in ihm auf: „Ich bin ein Findelkind!“ flüsterte er vor sich hin. „Wenn Vater Brand mich gerettet hätte!“

Gewaltsam mußte er die Fluth von Gedanken verbannen, die auf ihn einstürmte.

„Wahrhaftig,“ rief er. „Dieser Kasten ist nach dem Plane erbaut, den ich vor langer Zeit einmal auf Geheiß meines Pflegevaters entworfen! Ich erkenne Alles, Alles wieder. Hier müßte eigentlich die Thür sein — Vater Andreas verlangte, daß ich ein Gartenhäuschen zeichnete. Konnten denn die reichen Leute keinen andern Architekten, keinen

andern Baumeister erlangen? Es grenzt Alles an's Wunderbare."

Für den, der den Zusammenhang der Dinge kannte, war nichts wunderbar, denn Alles hatte sich auf die natürlichste Weise gefügt.

Von der Galerie aus hatte der Beschauer eine prachtvolle Fernsicht. Albert kümmerte sich nicht darum; er fand das Fach in der runden Wand, das seiner Meinung nach die Thür enthalten mußte. Nun begann er eifrig zu arbeiten. Schrauben und Nägel fielen klirrend zu Boden. Schon nach zehn Minuten riß er die Holzverkleidung ab. Da zeigte sich eine schön gearbeitete Gitterthür von Eisen. Auf den ersten Beilhieb zersprang das Schloß. Die Thür flog auf.

Ueberrascht stand der junge Zimmermann an der Schwelle eines eigenthümlichen Raumes. Das Licht, das durch die offene Thür drang, beleuchtete alle Gegenstände. Die gewölbte Decke ward von fünf Säulen getragen, die durch starkes Fachwerk miteinander verbunden waren. Auf einer mit schwarzem Tuche beschlagenen Estrade stand ein brauner Kindersarg, einfach aus schwerem Holze gearbeitet. Verwelkte Kränze und Blätter lagen auf dem Deckel und auf der Estrade.

Albert zögerte nicht; er erbrach den Deckel, den er sorgfältig zu Boden setzte. Der Sarg war leer. Das schwarze Ebenholzkästchen, von dem Balduin gesprochen, stand in einer Ecke. Es war fest verschlossen. Da erblickte Albert auch ein Papier, das von dem Kästchen bedeckt gewesen war. Er nahm es. Staunend las er folgende von Vater Brand's Hand geschriebenen Worte:

„Das Geheimniß ist von einer Frau verrathen; ich

bewahre die Papiere auf, bis ich sie abliefern darf. Der Knabe lebt. A. B."

Albert rieb sich die Stirn. Neue Räthsel boten sich ihm.

„Der Knabe lebt!" wiederholte er. „Sollte mir dieses stille Plätzchen bestimmt gewesen sein? Kann mein Pflegevater einen andern Knaben meinen als mich? Hat er mich nicht in sein Haus gebracht? Seine Beziehungen zu den vornehmen Leuten lassen Alles voraussetzen. Gott im Himmel, gib mir Gewißheit, daß ich meiner Louise einen Namen zubringen kann!"

Er verbarg das Papier.

Sein Geschäft war nun zu Ende.

Schaudernd legte er den Deckel auf den Sarg zurück, den er noch lange sinnend betrachtete. „Vater Brand hatte ohne Zweifel ein wichtiges Geheimniß mit sich in das Grab genommen."

„Ich will den Rückweg antreten!" murmelte er vor sich hin. „Im Schlosse wird es sich zeigen, wie ich die Zeilen des Vaters zu deuten habe."

Die gefährliche Fahrt über die Galerie wollte er nicht zum zweiten Male wagen; sein Leben gehörte ja Louisen, dem geliebten Mädchen.

Er trat auf die Galerie zurück und zog die Eisengitterthür an. Das Kästchen setzte er daneben. Die Bretter waren bald über die Thür genagelt. Nun riß er die Bohle auf, die dem mit den Nägeln versehenen Balken zunächst lag. Das war eine schwere Arbeit. Aber sie gelang. Albert befestigte nun die Strickleiter und ließ sich hinab. Die Oeffnung

war groß genug, daß ein Mensch sich hindurchzwängen konnte.

Alles war zur Rückreise vorbereitet.

Albert verbarg das Kästchen unter dem Rocke auf der Brust. Das Beil stak im Gürtel. Muthig ließ sich der Zimmermann hinab. Die kräftige Hand war gewohnt, das Seil zu halten, sie glitt sicher an den Strängen der Leiter nieder, die zwar schwankte, aber doch einen bequemeren Weg bot, als den über die Böschung der Galerie. Er rief Fabian zu, die Leiter anzuziehen; das Rufen blieb ohne Erfolg.

Der junge Mann schwebte in der Mitte zwischen dem Thurme und der Kuppel. Da krachte ein Schuß — die Kugel sauste an dem Kopfe des Schwebenden vorüber.

„Das galt mir!" dachte Albert. Seine Füße berührten die Stricke nicht mehr, er ließ sich an den Händen herab, nicht achtend den Schmerz, den die Friktion erzeugte. Im nächsten Augenblicke stand er auf den Steinen des Thurms. Fabian war verschwunden.

„Man hat mich morden wollen!" dachte Albert schaudernd. „Und diesen Menschen mit den treuherzigen Mienen habe ich vertraut! Sie tragen ein Leid zur Schau, das sie nicht empfinden, sie sprechen anders als sie denken! Großer Gott, wenn man meinem Vater vorsetzlich den Tod gegeben hätte —"

Eine gräßliche Bitterkeit bemächtigte sich seiner. Er sah nach dem Jagdschlosse hinab: Benigna und Ignaz standen nicht mehr am Fenster. Auch der stumme Bediente war verschwunden. Sollte man einen zweiten Angriff wagen, da der erste mißlungen? In dieser trostlosen Einsamkeit konnte jedes

Verbrechen verübt werden. Niemand wußte ja, wohin der Zimmermann gereist war. Niemand konnte Aufschluß über ihn geben. Darum also hatte man die Reise in ein geheimnißvolles Dunkel gehüllt.

„Was beginne ich?“ fragte sich Albert. „Soll ich in das Schloß zurückkehren oder weiter wandern? Man will mich verderben. O, diese reichen Leute! Ich bin doch wohl in eine Schlinge gegangen! Fort, der heimtückische Schütze könnte den Schuß wiederholen.“

Er zog das Beil aus dem Gürtel.

Der Weg über die schmale und dunkle Wendeltreppe war gefährlich; aber es gab keinen andern Weg, der in das Thal führte.

„Ich muß!“ rief Albert. „Wehe dem, der mir entgegentritt! Louise, Louise, bete für mich!“

Nach diesen Worten betrat er muthig die Treppe. Seine starke Hand war bereit, das Beil zu schwingen, die einzige Waffe, die er besaß.

Zwölf bis fünfzehn Stufen der dunkeln Treppe mochte er hinter sich haben, als ihm ein donnerndes „Halt!“ entgegengerufen ward. Die Stimme erscholl von unten herauf. Wäre es auch nicht völlig dunkel gewesen, man würde den Mann, der gerufen, doch nicht gesehen haben, da die Treppe sich in kurzen Biegungen wand. Dieser Umstand machte auch den Schuß unmöglich, den Albert fürchtete.

Albert überlegte, ob er zurückkehren sollte. Dann würde sich ein Kampf auf dem Plateau des Thurmes entsponnen haben, der für den Angegriffenen um so gefährlicher war, da er vielleicht mehrere Gegner zu fürchten hatte.

„Wer befiehlt?“ fragte er hinab.

„Ein Mann, der das Recht dazu hat.“

Die Worte setzten sich klingend in dem Steingewölbe fort.

„Ich stehe!“ entgegnete Albert fest. „Was will man von mir?“

„Du bist der Zimmermann Brand?“

„Ja. Steigen Sie hinab, wir werden die Verhandlung im Freien führen. Im Dunkeln, zwischen engen Mauern, halten sich Tücke und Bosheit auf. Ich ziehe es vor, dem Gegner in's Auge zu sehen.

„Wer sagt Dir, daß ich Dein Gegner bin.“

„Der Schuß, den man meuchlings auf mich abgefeuet hat.“

„Ich habe keinen Schuß gehört.“

„Gleichviel. Machen Sie Platz, oder mein Beil fährt von oben herab auf Ihren Kopf.“

Eine kurze Pause trat ein. Der Gegner schien zu überlegen.

„Man ist auf den Angriff gefaßt,“ antwortete er dann. „Es braucht indeß nicht zum Kampfe zu kommen. Wir können uns in Ruhe verständigen.“

„Was fordern Sie?“

„Das Ebenholzkästchen, das Sie von dem Thurme geholt haben.“

„Ah, das ist es!“

„Ihnen nützt es nicht; mir ist es von großem Werthe.“

„Ich übergebe es dem, der mich beauftragt hat es zu holen!“ antwortete Albert, der begriff, daß der verborgene

Feind auf eigene Faust handelte, daß man dem beklagenswerthen Balduin den Schatz entziehen wollte.

Der Unsichtbare lachte laut auf.

„Meinst Du," fragte er, „der Blödsinnige wird es Dir danken? Meinst Du, daß Deine kühne That Anerkennung findet bei den übrigen Schloßbewohnern? Sei kein Thor — verkaufe mir den Fund — ich biete eine ansehnliche Summe. Du wirst sie auf der untersten Stufe der Treppe finden. Ein armer Zimmermann darf sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, reich zu werden."

„Und wenn ich mich dennoch weigere?" fragte Albert.

„Dann bist Du ein Narr, der es mit der Ehrlichkeit zu weit treibt. Liefere das Kästchen, das Du mit Lebensgefahr geholt hast, im Schlosse ab, und Du wirst erschrecken vor dem Lohne, den man Dir bietet. Du hast von einem Schusse gesprochen — ich glaube den Schützen zu kennen. Gewisse Leute sehen es gern, daß der Handwerker, der das lächerliche Geheimniß dieses Thurmes kennt, den Hals bricht. Auf jenem Jagdschlosse ruht ein Fluch!"

„Ich verhandle nicht weiter!"

„Du wirst es zu spät bereuen."

„Zeigen Sie mir Ihr Gesicht, nennen Sie sich mir —"

„Kennst Du die Leute, die Dich in das einsame Schloß geführt haben? Vermagst Du den Namen des bleichen Mannes zu nennen, der den verstorbenen Brand als seinen Freund bezeichnet? Bedenke das und laß Dich durch den Glanz des Reichthums nicht verblenden. Ich meine es gut!"

„Was geschieht, wenn ich Ihren Wunsch nicht erfülle?"

„Man nimmt Dir mit Gewalt, was Du gutwillig nicht hergibst. Ueberlege nicht lange. Du erliegst entweder im Kampfe, oder gehst als reicher Mann —“

„Lassen Sie mich in das Freie! Ich behalte meinen Schatz! Hinweg, ich zerschmettere Jeden, der mir den Ausgang verwehrt.“

Ein Schuß, der von unten heraufkrachte, war die Antwort. Man sah das Feuer und hörte das Anschlagen der Kugel an das Gemäuer. Albert fühlte keinen Schmerz, das Geschoß hatte ihn nicht getroffen. Nun galt es, Muth zu zeigen, ehe der verborgene Feind eine zweite Ladung entsenden konnte.

„Ah, das ist die wahre Absicht, Meuchelmörder! Merke Dir, wie ein Zimmermann sich vertheidigt!“

Das kurze Beil schwingend, stürzte Albert die Treppe hinab. Mit der linken Hand tappte er an der Mauer hin, mit der rechten Hand führte er gewaltige Hiebe. Das Beil traf mitunter den Stein — helle Funken sprangen heraus.

Acht bis zehn Stufen mochte Albert hinabgestürmt sein, ohne auf den Feind zu stoßen. Da zerriß ein Blitz das Dunkel; zugleich krachte ein starker Schuß. In demselben Augenblicke stürzte Albert — die Füße hatten eine Stufe verfehlt. Heulend vor Zorn raffte er sich zusammen — noch brannte keine Wunde, noch schmerzte kein Glied seines Körpers. Aber die Bosheit eines Menschen, dem er kein Leid gethan, den er nicht kannte, nicht einmal gesehen hatte, erfüllte ihn mit einem unbeschreiblichen Grolle. Das Beil fuhr sausend von einer Seite zur andern. Die Stufen waren bald zu Ende;

aber noch blieb es dunkel. Man hatte die Thür zugeschlagen und verschlossen. Es war eine Holzthür.

„Ich bin gefangen!“ dachte Albert.

Er ruhte einige Augenblicke, dann lauschte er. Tiefe Stille umgab ihn, aber auch ein undurchdringliches Dunkel. Die Hand, wohin sie sich ausstreckte, berührte kalten Stein. Albert betastete seinen Körper; nirgends gewahrte er eine Wunde. Er begriff, daß er zur rechten Zeit die Stufen verfehlt hatte, es würde ihn sonst sicherlich die letzte Kugel getroffen haben. Nun galt es, die Freiheit zu erlangen. Der Feind, so wähnte er, war in die Flucht geschlagen.

„Aufgemacht!“ rief er. „Aufgemacht!“

Er rüttelte an der Thür, die unbeweglich in Angeln und Riegeln ruhte. Von draußen her erfolgte keine Antwort.

Der Zimmermann betastete die Thür — ein großes Schloß machte sich fühlbar.

„Ich weiß genug!“ dachte Albert. „Das Gefängniß soll mich nicht lange bergen.“

Nun begann er zu arbeiten. Knirschend traf das Beil das starke Schloß, das den ersten Schlägen Widerstand leistete. Hätte der Arbeiter Licht gehabt, er würde leichter zum Ziele gelangt sein. Furchtbare Hiebe trafen das Eisen, das endlich in Stücke zersprang. Die Thür, halb zertrümmert, war offen. Das helle Sonnenlicht beschien den mit Schweiß bedeckten Arbeiter. Er trat hinaus. Eine Blutspur zog sich über den Felsen hin, auf dem der Thurm stand; sie verschwand unten zwischen dem Gestrüppe. Der Gegner hatte also eine Wunde empfangen. Wer war der Meuchelmörder? Wer hatte ihn gedungen? Frage über Frage drängte sich dem

jungen Manne auf, der unschlüssig war, ob er in das Schloß zurückkehren sollte oder nicht.

Das Kästchen, nach dem man trachtete, trug er auf der Brust; er besaß also das ohne Zweifel werthvolle Geheimniß Balduin's. „Mein Leben ist mir zu lieb," dachte Albert, „ich gebe es nicht zum zweiten Male preis. Habe ich diese Felsen erst im Rücken, so werde ich den Weg zur Heimat schon finden."

Er betrat den einzigen Fußpfad, der von der Höhe des Felskegels in das Thal führte. Erschöpfung fühlte er nicht, die Sehnsucht nach voller Freiheit beflügelte seinen Fuß. Laufend kam er bei der Schlucht an, deren Ränder durch keinen Steg mehr verbunden waren. Nun aber gab es keinen Ausweg mehr. Der Kegel war rings von der Schlucht umgeben, die an verschiedenen Stellen eine Breite von zehn bis zwölf Ellen hatte. Der arme Albert befand sich auf einer völlig abgeschlossenen Felseninsel. Das war eine neue Verlegenheit, die sich kaum beseitigen ließ. Die Fenster des Schlosses standen noch offen, aber Niemand zeigte sich.

Da ließen sich die wunderlichen Töne des Stummen vernehmen; es war eine Art Jauchzen, wie es fröhliche Knaben auszustoßen pflegen. Er stand in der kleinen Thür, die sich in der Grundmauer des Schlosses befand. Jauchzend hob er beide Arme empor und deutete an, daß der Zimmermann warten möge.

Nun erschienen zwei Jäger, die einen Steg über die Schlucht legten.

Der Erste, der diesen Steg überschritt, war Ignaz. Er

war mit Büchse und Hirschfänger bewaffnet. Die Jäger und der Stumme folgten ihm.

Albert erwartete die Männer.

„Dem großen Gotte sei Dank, daß Sie leben!" rief Ignaz. „Wir haben den Schuß gehört, und Fabian brachte die Meldung, daß ein fremder Mann Sie angreife."

Der gnädige Herr umarmte den Zimmermann.

Seine Bewegung konnte unmöglich erkünstelt sein, denn er sah sehr bleich aus und zitterte am ganzen Körper.

Albert berichtete kurz, was ihm geschehen.

„Giebt es noch einen Weg, der zu dem Thurme führt?" fragte er dann.

„Es gibt noch einen, den nur wenig Personen kennen. Fabian hat ihn gewählt, um zu uns zu gelangen. Jenen Steg, den Sie betreten, hat der Verbrecher in den Abgrund geschleudert."

„Kennen Sie ihn, gnädiger Herr?"

„Nein."

„Täuschen Sie mich nicht!"

„Ich habe Vermuthungen, die mich mit tiefer Betrübniß erfüllen."

„Lassen Sie mich reisen, gnädiger Herr —"

„Sie werden bleiben."

„Ich bin hier nicht sicher vor Meuchelmördern."

„Empfangen Sie das Wort eines Fürsten, daß er Sie schützt."

„Eines Fürsten?" wiederholte Albert.

„Der trotz seines hohen Ranges ein unglücklicher Mann ist. Ich stehe für Ihr Leben, für Ihre Sicherheit. Hätte ich

den auf Sie geführten Streich ahnen können, ich würde ihn zu verhindern gewußt haben. Leider sehe ich, daß ich einen tückischen Feind habe. Sie werden — Sie müssen bleiben!"

„Gnädiger Herr!"

Ignaz hatte die Hand des Zimmermanns ergriffen.

„Ihres eigenen Heils willen," fügte er bebend hinzu. „Und der Ruhe meiner Familie wegen! Diesen Abend treten wir die Rückreise an — ich begleite Sie bis zu Ihrem Hause in Buchau. Wo ist das Ebenholzkästchen?"

„Hier, gnädiger Herr!"

Ignaz zuckte heftig zusammen. Ein Freudenstrahl blitzte aus seinen dunkeln Augen.

„Ueberreichen Sie selbst es Ihrem Auftraggeber."

Albert mußte dem bleichen Manne glauben, er konnte kein Mißtrauen in das Fürstenwort setzen, das ihm Leben und Sicherheit verbürgte. Ihm war, als ob sein Glück in dem düstern Schlosse entschieden werden sollte. Als nun auch Josef erschien, entschloß er sich rasch, zu folgen.

Der Zug schritt über den Steg und gelangte in das Schloß. Einer der Jäger stieg zu dem Thurme empor; ein großer schwarzer Hund begleitete ihn.

Man erreichte das Vorzimmer des Ateliers. Hier wartete Benigna.

Als sie den jungen Zimmermann erblickte, eilte sie ihm mit dem Ausrufe entgegen: „Er ist unverletzt! Gott im Himmel sei Dank!" Und innig drückte sie ihm die schwieligen Hände; Thränen der Freude rannen über ihre bleichen Wangen. Sie konnte nur wenig Worte sprechen, da die heftige Gemüthserregung sie einer Ohnmacht nahe gebracht.

Albert erzählte noch einmal kurz und bündig das, was ihm geschehen; er verschwieg auch den Antrag nicht, den ihm der Fremde gemacht hatte.

„Sie haben ihn verwundet?" fragte Benigna.

„Dafür sprechen die Blutspuren auf dem Felsen. Ich selbst habe den Mann nicht gesehen."

„O, meine Ahnung, meine Ahnung!" seufzte Benigna. „Verschweigen Sie Balduin das traurige Ereigniß. Es genügt, daß Sie ihm das Kästchen übergeben, zu dem er den Schlüssel besitzt. Seien Sie meines Dankes gewiß."

„Gnädiger Herr," sagte Albert entschlossen, „die Dinge, die ich hier erlebe, sind so seltsam und zugleich so ernst, daß es wohl ein Beweis großen Vertrauens ist, wenn ich ferner blindlings folge."

„Gewiß, oh gewiß!"

„Ich habe eine Braut, an der ich mit ganzer Seele hänge — darum ist mir das Leben lieb."

„Sie haben eine Braut?" fragte Benigna rasch.

Es schien ihr diese Erklärung unangenehm zu sein.

„Der ich Treue zugeschworen bis in den Tod."

„Man darf die Treue nicht brechen!" flüsterte schmerzlich die bleiche Dame. „Jeden Verräther, sei er, wer er wolle, trifft die Strafe, wenn nicht früher, doch auf dem Sterbebette. Das Gewissen ist ein unerbittlicher Richter."

„Ich zähle darauf, daß man mich diesen Abend die Heimreise antreten läßt."

„Zählen Sie darauf!" versicherte Ignaz. „Ich halte was ich versprochen. Dadurch, daß Sie jenes Kästchen so

treu bewahrt, haben Sie uns einen großen, wichtigen Dienst geleistet. Der Lohn dafür wird nicht ausbleiben."

Ignaz öffnete die Thür des Ateliers.

Albert folgte dem ernsten Manne.

Balduin stand, die Arme verschränkt, und betrachtete sein Werk, das er vollendet zu haben schien. Der Sargdeckel, ein Muster von Geschicklichkeit, Geduld und Ausdauer, stand neben dem Gerüste. Das Handwerkszeug war ordnungsmäßig beseitigt.

„Balduin!" sagte Ignaz ruhig.

„Ah, Du!"

Der Künstler fuhr mit der Hand über die Stirn. Er sah angegriffen aus; die Blässe seines schönen Gesichts hatte sich vermehrt. Das große Auge strahlte einen unheimlichen Glanz aus.

„Nun kann ich meine irdischen Angelegenheiten ordnen!" sagte er dumpf. „War nicht der Zimmermann Brand hier?"

„Brand ist todt!"

Der Künstler erschrak.

„Du weißt es ja schon, Balduin."

„Ich weiß es, ja, ich weiß es! Brand war ein braver Mann."

„Er sendet seinen Sohn —"

„Ganz recht, ich weiß nun Alles! Der junge Mann sollte den Thurm besteigen."

„Er kommt zurück und bringt das Ebenholzkästchen, das zu holen Du ihm Auftrag gegeben."

Ignaz sprach zu dem Manne, als ob er zu einem

Kinde spräche; er wußte, wie er den armen Künstler zu behandeln hatte.

„Hier ist das Kästchen!" sagte Albert, der sich ihm bescheiden näherte.

Balduin nahm es hastig.

„Es ist unverletzt!" rief er. „Weder die Hand eines Menschen, noch die Zeit haben eine Zerstörung versucht — doch, es hat an einem heiligen Orte geruht! Dort oben, in frischer Luft! Ich habe diesen Schrein mit Vorliebe gefertigt, und Niemand kann ihn öffnen, als ich."

Langsam stellte er das Kästchen auf den Sarg.

„Wie haben Sie das Kind gefunden?" fragte Balduin melancholisch. „Der Kopf lag doch nach Osten? Das Gesichtchen war doch nicht von Würmern zernagt?"

Alberts bemächtigte sich eine peinliche Verlegenheit. Schon stand er im Begriffe, die Wahrheit unumwunden zu bekennen, als Balduin im Tone der Ueberzeugung ausrief:

„Brand war ein zuverlässiger Mann, er wird meinen Befehlen genau nachgekommen sein. Nicht wahr," fragte er dann, unheimlich lächelnd, „nicht wahr, das ist ein schöner Kinderkopf? So hat Rafael seine Engel und Cherubim gemalt — Lächelte der Knabe noch? Er ist ja lächelnd gestorben! Ach, und ich habe viel geweint! Die Natur reißt den kaum geschenkten Sohn vom Herzen des Vaters — was ist das? Grausamkeit! Tyrannei! Wohin das Auge sich wendet, findet es Zerstörung! Die Knospe, die sich noch nicht entfaltet, ist schon dem Verderben geweiht. Kalte, herzlose Natur!

Die Kunst strahlt fort, sie erlischt nicht wie das Leben eines Kindes! — Ich will meinen letzten Willen feststellen!"

Balduin wandte sich, öffnete eine Thür und verschwand.

„Lassen Sie ihn! Lassen Sie ihn!" sagte Ignaz erschüttert. „Er wird wiederkehren."

Nun trat er zu Benigna, mit der er sich leise unterhielt. Auch die Dame war bewegt, sie trocknete ihre Thränen. Albert unterhielt sich damit, die aufgestellten Schnitzarbeiten zu betrachten, die er, als Kenner, vortrefflich ausgeführt fand. So verfloß eine Viertelstunde. Da kam Balduin zurück, er hatte sein Arbeitskostume abgelegt; er erschien ganz schwarz gekleidet. War die Toilette auch nicht ganz sorgfältig ausgeführt, so hatte sie doch eine völlige Umwandlung hervorgebracht. Der bleiche Mann sah fürstlich aus. Auf der linken Seite der Brust glänzte ein Stern. Langsam und feierlich trat er dem Sarge näher und nahm das Kästchen.

„Der große Augenblick ist da!" begann er. „Ignaz, ich verzeihe Allen, die mir im Leben Böses zugefügt und segne die, denen ich Gutes verdanke. Bevor ich eingehe zur ewigen Ruhe will ich meinen letzten Willen zu erkennen geben. Ich will aber auch ein Geheimniß nicht mit mir nehmen, das Dir nützen kann — diese Schrift habe ich für Benigna verfaßt —"

Er hatte mit einem kleinen Schlüssel, den er in der Hand trug, das Kästchen erschlossen. Dann öffnete er den Deckel.

„Was ist das?" rief er kreischend.

Starren Blickes sah er in das Kästchen.

„Balduin!“ rief Benigna, die näher getreten war.

Der Mann bot einen gräßlichen Anblick. Wild rollten seine Augen, seine Hände bebten wie im Fieber. Die Brust hob sich schnell.

„Leer! Leer!“ stöhnte er mit Anstrengung.

„Unmöglich!“ rief Ignaz. „Niemand hat den Ort gewußt, der Deinen Schatz verbarg.“

„Niemand? Niemand? Ignaz, Benigna — bekennt es. Du, Benigna, Du?“

Die Wuth schloß ihm die zuckenden Lippen.

„Bei dem Heile meiner Seele,“ rief händeringend die Dame, „ich habe nicht gewußt —“

Balduin schleuderte das Kästchen zu Boden, daß es in Stücke zersprang. Dann legte er die Stirn auf den Sarg. Es schien als ob er weinte. Sein ganzer Körper zuckte wie von Krämpfen befallen.

„Haben Sie das Kästchen so vorgefunden?“ fragte Ignaz leise.

„Fest verschlossen!“ versicherte Albert.

Auch Benigna sah ihn schmerzlich bittend an.

Schon wollte der junge Zimmermann von dem vorgefundenen Papiere sprechen, als Balduin aufsprang und mit furchtbarer Stimme rief:

„Auch Brand hat mich getäuscht! Ich habe den Freund im Volke gesucht — und nun bin ich schmählich betrogen, bestohlen, getäuscht — Fluch, Fluch, dem Manne!“

Er hob drohend die geballten Fäuste empor.

„Gnädiger Herr,“ rief Albert beleidigt, „schmähen Sie den Todten nicht!“

„Ist Brand todt? Wahrhaftig, ist er todt? Nun kann ich ihn nicht erreichen, nun kann ich ihn nicht zerschmettern! Schmach seinem Namen! Fluch seinem Andenken! Fluch, Fluch!“

Er sprang zu den Werkzeugen, riß einen schweren Hammer heraus und schlug mit furchtbarer Gewalt auf den Sarg. Der erste Schlag riß die Bretter desselben auseinander; sie fielen geräuschvoll zu Boden. Damit begnügte sich der Wüthende nicht; er zertrümmerte auch das Arbeitsgerüst und stieß ein heißeres Schreien aus, das nach und nach in ein verzweiflungsvolles Jauchzen überging. „Halloh, halloh, das letzte Werk ist vernichtet! Die Kunst erliegt der Ruchlosigkeit der Menschen, die meine Güte mißbrauchen. Bin ich denn unsterblich? O, daß dieses Haus auf mich herabstürzte!“

Er sah das Kästchen wieder; schreiend zerschlug er es in kleine Stücke. Den Hammer mit beiden Händen hoch haltend stürmte er durch das Gemach. Albert mußte ihm ausweichen. „Verrathen, verrathen!“ rief er. Einige Möbel fielen seiner Wuth. Nun stürzte er zu der Thür als ob er eine Person verfolgen wollte. Benigna trat ihm entgegen.

„Morde mich!“ rief sie fest und würdevoll. „Hier ist mein Haupt — zerschmettere es, wenn Dein Zorn dadurch gekühlt werden kann!“

Schon wollte Albert den Wüthenden zurückschleudern, fürchtend, daß das Gräßliche geschehen werde; aber wie gebannt stand der Unglückliche, der schwere Hammer entsank der erstarrten Hand.

„Benigna!“ hauchte Balduin kaum hörbar. „Du bist doch Benigna?“

„Ich bin es!

„Du lebst noch? Du bist nicht —“

Balduin schwankte; er wäre zu Boden gesunken, wenn Albert, der ihn rasch umschlang, sich seiner nicht angenommen hätte. Leichenblaß und regungslos lag er in den Armen des jungen Zimmermannes.

Mit Hilfe eines alten Dieners brachte Albert den Kranken in das angrenzende Gemach, das wahrhaft fürstlich ausgestattet war. Hier legte man ihn auf ein Ruhebett. Benigna folgte; sie sank neben dem Bette auf die Kniee nieder und ergriff die schlaffe Hand des Regungslosen, die sie weinend an ihre Lippen drückte. Albert ging in das Atelier zurück, wo er den tief erschütterten Ignaz traf.

„Sie haben den Jammer kennen gelernt, den das Schicksal in unsere Familie geschleudert,“ begann er traurig. „Unsere letzte Hoffnung ist vernichtet — Ihr Vater hat das unbedingte Vertrauen des Kranken besessen, er ist das Werkzeug gewesen, dessen sich der schwache Geist Balduins stets bedient hat — wir mußten, aus gewichtigen Gründen, den Zustand Balduins geheim halten — ich zog Sie, den Sohn des Verstorbenen, in mein Vertrauen —“

„Gnädiger Herr,“ unterbrach ihn Albert, „Vater Brand war der bravste Mann, den die Erde getragen, und weil ich von seiner Rechtlichkeit fest überzeugt bin, behaupte ich, daß er zu Allem, was er gethan, nur ehrenhafte Gründe gehabt hat. Das Kästchen habe ich übergeben, wie ich es dort oben

dem kleinen Sarge entnommen. Aber ich habe auch noch ein Papier gefunden —“

„Ein Papier?“

„Hier ist es. Die Zeilen sind von der Hand des verstorbenen Vaters geschrieben, dessen Ehre zu retten ich als eine heilige Pflicht betrachte. Wie deuten Sie die Zeilen? Ihnen müssen Vorgänge aus früherer Zeit bekannt sein, die Ihnen eine Erklärung ermöglichen.“

Ignaz bezwang eine rasch aufsteigende Bewegung.

„Dieses Papier haben Sie in dem Thurme gefunden?“ fragte er rasch.

Es lag ein Anflug von Zweifel in diesen Worten.

Albert versicherte es mit der ihm eigenen Freimüthigkeit.

„Und jetzt erst übergeben Sie es mir?“

„Ich will nicht verhehlen, daß ich es so lange verbergen wollte, bis ich einen tiefern Blick in die Verhältnisse werfen konnte, die mir durch den Mordanschlag auf meine Person in einem eigenthümlichen Lichte erscheinen. Sie haben mir Ihr Fürstenwort gegeben, daß ich diesen Abend unbehindert reisen könne —“

„Zweifeln Sie nicht, daß ich meine Worte halte. Sie stehen unter meinem Schutze; Niemand wird Ihnen ein Haar krümmen. Den Angriff, den ein mir unbekannter Verbrecher auf Sie unternommen, würde ich zu verhindern gesucht haben, wenn ich ihn für möglich gehalten hätte. Er belehrt mich, daß trotz unserer Vorsicht ein Verräther in diesem einsamen Jagdschlosse lebt, den ich ermitteln werde. Sie kehren zurück zu Ihrer Beschäftigung; es ist selbst nöthig, daß Sie in

15*

Ihren alten Verhältnissen bleiben und das, was Ihnen hier begegnet, verschweigen, wie es Ihr Pflegevater verschwiegen hat. Denken Sie an Ihre eigene Sicherheit, an das Glück Louisens —"

„Gnädiger Herr, Sie kennen den Namen meiner Braut?" fragte Albert erstaunt.

„Ich werde auch dafür sorgen, daß es Ihnen möglich wird, die Braut heimzuführen. Sorgen Sie dagegen für die Bewahrung unseres traurigen Geheimnisses. Wir bleiben stets in Beziehung zu einander — vielleicht kann ich Ihnen mehr anvertrauen, wenn wir uns wieder sehen. Die Worte, die der selige Brand auf dieses Papier geschrieben, kann ich heute noch nicht deuten; aber ich habe Grund anzunehmen, daß er dem geisteskranken Balduin einen Dienst geleistet hat oder auch hat leisten wollen. Rechtfertigen Sie mein Vertrauen und fördern Sie so ein Werk, das auch für Sie von Wichtigkeit ist. Aber vor allen Dingen denken Sie daran, die Ehre des Verstorbenen zu retten, die durch das leere Kästchen in Gefahr gerathen."

Benigna kam zurück.

„Wie steht's?" fragte Ignaz hastig.

„Er schläft!" flüsterte sie traurig.

„Haben sich andere Erscheinungen als die gewöhnlichen gezeigt? Der Anfall war zu heftig —"

„Wir werden des Arztes nicht bedürfen."

Diener mußten die Ordnung in dem Atelier herstellen. Fabian war der Thätigste. Er verrichtete seinen Dienst traurig und niedergeschlagen. So oft er konnte sah er verstohlen den Zimmermann an, dessen Muth ihm Bewunderung abzu-

nöthigen schien. Auf den Befehl seines Herrn geleitete er Albert in das Gastzimmer zurück. Der gute Bursche konnte nur wenig über die Person des Meuchelmörders andeuten; er beschrieb ihn durch Zeichen, als einen großen, finster aussehenden Mann, dem er, Fabian, dadurch entkommen, daß er nach dem Schlosse geeilt sei, um Hilfe zu holen. Da der Steg in die Kluft geschleudert, habe er einen Umweg machen müßen. Dann beweinte er das Schicksal seines Herrn, dessen Miniatur-Porträt er auf der Brust trug.

„Freund, ich bitte Sie um einen Dienst.“

Fabian zeigte sich bereit.

„Ich schätze und beklage Ihren Herrn, der sehr krank zu sein scheint.“

Der kleine Mann berührte mit der Hand seine Stirn, um den Sitz der Krankheit anzudeuten.

„Schenken Sie mir das Porträt des Kranken.“

Fabian stutzte und überlegte. Sinnend betrachtete er das Bild, das in einen schmalen, schwarzen Rahmen gefaßt war und an einem schwarzen Bande hing.

„Sie haben das Original täglich vor Augen; ich aber muß reisen, kann den guten Herrn nicht sehen, für den ich mein Leben gewagt habe.“

Nun bedachte sich Fabian nicht länger; er nahm das Band und hing es dem Zimmermann um den Hals. Bewegt drückte er ihm die Hand, als ob er sagen wollte: „Sie verdienen es, das Porträt zu besitzen.“

Bis zum Mittagstische ruhte Albert. Die Fahrt in die Luft und der Kampf hatten ihn doch erschöpft. Nach Tische legte er die Arbeitskleider ab und machte Toilette.

Nun entwarf er eine Zeichnung von dem Theile des Schlosses, den er aus dem Fenster sehen konnte.

Fabian führte ihn auf den Korridor; durch ein Fenster desselben hatte er die Aussicht auf den Thurm. Eine Stunde später befanden sich zwei wohlgelungene Skizzen in seinem Tagebuche.

Fabian war erstaunt über die Fertigkeit des Zeichners. Albert bat ihn, er möge den Namen des Schlosses unter das Bild schreiben. Der arme Bediente lächelte traurig und gab zu erkennen, daß er die Kunst des Schreibens nicht verstehe.

„Sind Sie von Jugend an der Sprache beraubt gewesen?“

„Nein! war die Antwort.“

„Wie ist es denn gekommen —“

Albert konnte nicht aussprechen, denn Fabian legte beide Hände vor das Gesicht und begann bitterlich zu weinen. Er mochte sich eines schrecklichen Vorfalls erinnern, der ihn um die Sprache gebracht. Dann deutete er an, er könne nicht mehr verrathen.

Der leise Klang einer Glocke, den er sofort hörte, rief ihn ab.

Eine halbe Stunde später kam Josef und kündigte an, daß der Wagen zur Abfahrt bereit stehe.

Albert hätte gern Abschied von dem armen Fabian genommen, aber Josef trieb zur Eile. Ignaz wartete schon in dem Wagen, der an der Treppe hielt.

Die Rückreise verlief genau, wie die Hinreise. In der Nacht erreichte man das Landhaus. Josef wies dem Gaste

dasselbe Zimmer an, das dieser schon einmal bewohnt hatte. Bei dem Frühstücke, das spät eingenommen ward, erschien auch die alte Komtesse, die sich des Gastes kaum noch zu erinnern schien. Sie benahm sich stolz und kalt und empfing die Huldigungen Ignaz's wie einen ihr gebührenden Zoll. Um Mittag ward die Reise fortgesetzt und in der Abenddämmerung hielt der Wagen unter den Buchen auf der Wiese.

Der gnädige Herr geleitete den Zimmermann in das Stübchen. Beide befanden sich allein.

„Sie sehen, mein junger Freund, daß ich Wort gehalten habe. Ehren Sie mein Familiengeheimniß, beobachten Sie genau die Personen, die sich Ihnen nähern, und berichten Sie mir, wenn sich Dinge von Wichtigkeit ereignen. Josef wird von Zeit zu Zeit Nachfrage halten. Vergessen Sie nicht, daß ich Ihr Schützer bin."

„Gnädiger Herr, Sie opfern mir Zeit und Mühe, — wie verdiene ich das, ich, der arme Zimmergeselle."

„Die Zeit bringt wohl Aufklärung. Dieses Portefeuille enthält eine kleine Summe, die Sie als Reiseentschädigung betrachten mögen. Ich sage nicht, leben Sie wohl; ich sage, auf baldiges Wiedersehen!"

Ignaz war verschwunden.

Gleich darauf trat Else ein und machte ihrer Freude über die glückliche Heimkehr Luft. Sie erzählte, daß sie ruhig gelebt und keinen Besuch gehabt habe. Aber es sei ein Brief angekommen.

Der Brief war von Louisen; er enthielt, was der glühende Liebhaber nur wünschen konnte: Beweise der Sehnsucht,

Zärtlichkeiten und Versicherungen ewiger Liebe und Treue. Der Aufenthalt in dem reizenden Bade, schrieb sie zum Schlusse, könne wohl um einige Tage länger dauern, als beabsichtigt sei.

Der überglückliche Albert küßte das Papier, das die Hand der Geliebten berührt hatte. Dann verschloß er es mit seinen Werthsachen in dem Wandschranke. Else wagte es nicht, über Zweck und Ziel der Reise zu fragen; sie bereitete ein Nachtessen und bediente ihren jungen Herrn, den sie in den eleganten Kleidern kaum noch für einen Zimmergesellen hielt.

Was war nun das Resultat der Reise? Neue Zweifel, neue Sorgen. Auch nicht einen leisen Schimmer von Licht sandte sie in das Dunkel, das die Herkunft des armen Albert bedeckte. Stände er wirklich zu der vornehmen Familie in Beziehung, wie er Anfangs sich geschmeichelt hatte, es würden sich die Personen, die ihn aufgesucht, wohl anders benommen haben. Er beschloß, sich in Geduld zu fassen.

Am nächsten Morgen ging er wie gewöhnlich zur Arbeit. Wußte er auch, daß er Louise nicht treffen würde, so wählte er doch den Weg, der an ihrem Garten vorbeiführte. Dort hatte sie gestanden, jene Blätter hatten ihre Wangen berührt — er pflückte ein Blatt, küßte es, verbarg es auf der Brust und ging weiter.

Auf dem Zimmerplatze hörte er, Meister Gerold sei schon in dem Bureau.

Er ging dorthin.

„Schon zurück?" fragte der Meister überrascht.

„Gestern Abend, Herr Gerold. Ich danke für den Urlaub und melde mich zur Arbeit.“

Der Meister schwieg und blätterte in einem Buche.

„Sie können statt meiner einen Geschäftsweg abmachen,“ sagte der Meister nach einer Pause.

„Gern, Herr Gerold.“

„In der Nähe von Buchau liegt die große Zuckerfabrik des Fürsten von Selbach.“

„Ich weiß es.“

„Sie haben mit Ihrem Vater dort schon gearbeitet.“

„Ja.“

„Gehen Sie dorthin und nehmen Sie das Terrain auf, das der Fabriksherr zu einem Gartenpavillon bestimmt hat, den zu erbauen ich Auftrag habe. Den Riß dazu können Sie später entwerfen, wenn Sie die Ansicht des Bauherrn gehört haben. Ihnen bleibt Zeit bis diesen Abend. Nehmen Sie meine Mappe, die mit Allem versehen ist, was zur Arbeit nöthig.“

Albert war glücklich über den erhaltenen Auftrag.

Stolz, die Mappe des Meisters unter dem Arme, schritt er über den Zimmerplatz und bald betrat er sein Stübchen in Buchau. Hier legte er die Arbeitskleider ab und machte Toilette.

Nachdem er Elsen mitgetheilt, daß der Meister ihm einen ehrenvollen Auftrag gegeben, nahm er den Hut mit dem schwarzen Flor und ging. Er kam an dem Friedhof vorüber. In kindlicher Pietät besuchte er das Grab des entschlafenen Wohlthäters und verrichtete ein kurzes Gebet.

„Deine Ruhestatt,“ flüsterte er, „soll bald ein schönes

Monument zieren. Ach, hätte Dir der Tod die Zunge nicht gelähmt, daß sie das Geheimniß meiner Geburt noch hätte enthüllen können. Guter Vater, sorge für mich!"

Er ging weiter.

Schon nach einer halben Stunde betrat er die große Fabrik, deren Häuserkomplex einem Dorfe glich. Rings lagen die unabsehbaren Felder, auf denen die Zuckerrüben gebaut wurden. Die grüne Fläche gewährte einen köstlichen Anblick. So weit das Auge reichte, so weit gehörte der Boden einem einzigen Manne.

Albert ging durch das Thor in den Hof.

Er fragte einen Diener nach dem Fürsten.

„Durchlaucht ist zufällig hier!" war die Antwort.

Man führte ihn in das Wohnhaus, das zwar nicht einem Palaste glich, doch aber glänzend eingerichtet war, um den hohen Besitzer, wenn er hier weilte, standesgemäß zu empfangen. Der Diener übernahm die Meldung. Fünf Minuten später ward der Architekt von einem schon bejahrten Herrn empfangen, der freundlich fragte:

„Meister Gerold sendet Sie?"

„Ja, gnädiger Herr!"

„Nennen Sie mir Ihren Namen!"

„Albert Brand."

„Sind Sie auch geschickt genug, die Ausmessung vorzunehmen?"

„Ich bürge dafür, daß die Arbeit eben so gut ausfällt, als wenn Meister Gerold selbst sie verrichtet hätte. Wäre es anders, der Meister würde mich nicht geschickt haben."

„Der Stolz gefällt mir. Beginnen Sie die Arbeit.“

Der Fürst zog die Glocke.

Ein schwarz gekleideter Herr mit einem kalten, weißen Gesichte trat ein. Nachdem er sich ehrfurchtsvoll verneigt hatte, sah er den Herrscher fragend an.

„Sie kennen mein Projekt, den Pavillon betreffend.“

„Ganz genau.“

„Führen Sie den jungen Architekten, der das Terrain aufzunehmen geschickt ist. Theilen Sie ihm meine Ansicht mit, die Sie kennen. Folgen Sie, Herr Brand, meinem Intendanten.“

Der Intendant führte Albert über eine Seitentrepe in den ausgedehnten Garten. Beide gingen lange zwischen den prachtvollen Beeten hin. Sie durchschritten einen schattigen Akazienhain, der an einen Weiher grenzte. An dem hohen, gemauerten Ufer dieses Weihers blieb der Intendant stehen.

„Hier wünscht mein Gebieter, der die Einsamkeit liebt, einen eleganten Pavillon zu erbauen. Das Gebäude soll von Holz sein und über das Wasser hinaus ragen.“

Albert sah hinab, um die Festigkeit des Ufers zu prüfen. Das Wasser mußte einen Abfluß tief unten durch die Mauer haben, denn es drehte sich im Kreise und verschwand unter dumpfem Rauschen. Die Mauer selbst hatte eine Höhe von zehn bis zwölf Fuß.

Noch prüfte Albert, als er einen heftigen Stoß in den Rücken erhielt. Er taumelte — ein zweiter Stoß traf ihn — laut schreiend stürzte er in den Strudel, der ihn fort

riß. Der beste Schwimmer würde vergebens gegen d
Strom gekämpft haben — Albert verschwand in der unte
irdischen Kloake.

Der Intendant nahm die am Ufer zurückgebliebe
Mappe, sah noch einmal in das Wasser, das monoton for
rauschte und entfernte sich, lächelnd wie ein Teufel, der sein
Rache gekühlt hat.

Ende des ersten Bandes.

Schrader, August,

Die Braut des Armen Sozialer Roman aus der Gegenwart von August Schrader

Bd.: 1

Wien 1864